

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Literatur über das Oldenburger Münsterland

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Werner Freitag, Pfarrer, Kirche und ländliche Gemeinschaft, Das Dekanat Vechta 1400-1803 (Studien zur Regionalgeschichte, Bd. 11), Bielefeld, Verlag für Regionalgeschichte 1998, ISBN 3-89534-217-3, 383 S.

Franz von Dey, der Priester, konnte am Vorabend seines Todes 1561 auf eine fast unübersehbare Zahl von Ämtern zurückblicken, so u.a. das Dekanat in Quakenbrück, die Domvikarie in Osnabrück, die Corveyer Pfarre in Belm, das Patronat über Emstek, die Vikarie zum Heiligen Kreuz in Vechta, ein Vikariat in Wildeshausen und die Meppener Propstei. Sein erfolgreiches „Pfründenmanagement“ (107) drehte sich aber nicht nur um seine eigene Karriere, sondern auch um die seines Bruders und dessen Kinder, den Sohn seiner Schwester und um seine eigenen vier Söhne. Für Werner Freitag, dessen auf die Wirkungsgeschichte der tridentinischen Reformen gerichtete Studie die Epochengrenzen mutig überschreitet und bereits im 15. Jahrhundert einsetzt, ist die Pfarrerdynastie der Deys ein Musterbeispiel für die „polykratischen Herrschaftsstrukturen“ des spätmittelalterlichen Bistums Osnabrück. Die vor allem von der Patronatskonstruktion geförderten Einflüsse des Adels, der Gemeinden und der Pfarrerdynastien, konkurrierende Einflüsse von Domherren und Archidiakonen lassen alle „Zugriffsmöglichkeiten der Anstaltskirche auf den Dorfklerus“ ins Leere laufen und begründen die „Wirksamkeit familialer Netzwerke“ bei der Verteilung kirchlich-politischer Macht (104). Daran konnte auch die kurze Zeit der Reformation im Niederstift keine Änderungen herbeiführen, da sie „keinen neuen Pfarrertypus“ hervorbrachte und es ihr nicht gelang, „das Wechselverhältnis von Pfarrer und ländlicher Gemeinschaft“ auf neue Grundlagen zu stellen. Dies sollte den Maßnahmen vorbehalten bleiben, die mit geraumer Verzögerung nach dem 1563 zu Ende gegangenen Tridentinum eine Verwaltungsreform in den Bistümern Münster und Osnabrück herbeiführten. Werner Freitag begleitet den sich anschließenden Prozeß der administrativen Konfessionalisierung unter dem von Max Weber inspirierten Aspekt der Entwicklung eines schlagkräftigen geistlichen Fachbeamtentums. Diese „Stabsdisziplinierung“ begann unter der Führung der Jesuiten und Franziskaner beim Aufbau eines neuen Bildungswegs mit der Folge einer „Verkirchlichung“ von Gymnasium und Universität. Sie setzte sich in der Berufspraxis durch Synoden und Visitationen als Kontroll- und Disziplinierungsinstrumente fort, die den Bischof als unmittelbare Aufsichtsinstanz über das Gemeindegeschehen etablierten. Sie fand ihre Abrundung schließlich in der Aufwertung der Priesterweihe, der *Professio fidei* der Investitur und der Approbation, die dem Pfarrer die „Kirche als hierarchischen Anstaltsbetrieb“ (181-182) nachdrücklich vor Augen führten.

Die Erfolge schlugen sich nach einigen Jahrzehnten intensiv betriebener Disziplinierung durch solch überragende Gestalten wie Franz Wilhelm von Wartenberg und Christoph Bernhard von Galen auf der Ebene der Pfarrer vor allem darin nieder, daß im Bild der Aktenüberlieferung die in der ersten Jahrhunderthälfte noch hartnäckig verfolgten Abweichungen in der Lebensführung der Geistlichen hinter die bewußte Handhabung der klerikalen Instrumente tridentinischer Provenienz zurücktraten. Galt beispielsweise das Konkubinat in der ersten Periode nach der tridentinischen Neuordnung noch als „läßlicher Sündenfall“ - 9 von 21 zwischen 1613 und 1650 in ihr Amt eintretende Pfarrer waren Konkubinarier -, so spielte diese in ihren Folgen häufig nur schwer verarbeitbare Abweichung vom neuen Pfarrerbild nach der Jahrhundertmitte keine nennenswerte Rolle mehr. Die Befolgung der in gedruckten Synodaldekreten in jedem Pfarrhaus schriftlich vorliegenden Standards für die priesterliche Lebensführung, die Gestaltung des Gottesdienstes und die Verwaltung des Amtes sowie die in neuer missionarischer Haltung durchgeführte Verfolgung häretischer Abweichungen war nun eindeutig zum Zentrum des kirchlichen Alltags geworden. Ein regelmäßiges Berichtswesen an ihre Oberen, die Erfassung der Gläubigen in Volkszählungen und Kirchenbüchern sowie eine geordnete Rechnungsführung manifestieren einen neuen Stellenwert der Schriftlichkeit in den Gemeinden des Dekanats. Auch die Vikare, im Spätmittelalter noch „schlecht besoldete Zelebranten für das

Seelenheil einiger Familien“ (215), profitierten von diesem Prozeß der tridentinischen Professionalisierung. Während die alten Vikarien zunehmend die Form individueller Dienstverträge annahmen, waren die von tridentinischen Pastören neu gestifteten Vikarien gut ausgestattete, mit der Pflicht zur Seelsorge versehene Stationen auf der klerikalen Karriereleiter.

Die Betonung der amtskirchlichen Hierarchie, die in der wieder aufkommenden Präsenz der Bischöfe und Weihbischöfe „in den Weiten des Dekanats“ gipfelte, konnte nicht ohne Auswirkungen auf die relative Autonomie der Gemeinden bleiben. Auch wenn Eingriffe in das mittelalterliche Patronatsrecht der Gemeinden wie in Steinfeld abgewendet werden konnten, bedeutete die strenge Festlegung auf tridentinisch geschulte Kandidaten zumindest eine rigide Normierung kommunaler Einflüsse auf die kirchliche Praxis, die „kultische Einordnung der gemeindlichen Genossenschaft in die Hierarchie“ (234). Gleiches galt für die Verwaltung der „Kirchenfabrik“ - aller sächlichen Ausstattung der Kirche -, die sich schon durch die jährliche Rechnungslegung vor dem Ordinarius deutlicher als von der Kirchenverwaltung an die Gemeinde delegierte Aufgabe zu erkennen gab, wenngleich hier von einer kompletten Eingliederung der kirchlichen Genossenschaft in die Anstaltskirche nicht gesprochen werden kann. So blieb etwa auch die Gemeindewahl der Provisoren für das gesamte 17. und 18. Jahrhundert erhalten, wurde aber durch die Approbation des Pfarrers und die Vorstellung bei der Dekanatsvisitation ergänzt. Die in der bürokratischen Verschriftlichung beschlossene Hierarchisierung der Kompetenzen inthronisierte den Pfarrer als „Oberprovisor“, und die seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts eingeführte Rechnungslegung bei der Dekanatsvisitation trieb diesen Prozeß der „Enteignung“ (239) gemeindlicher Rechte weiter voran.

Die außergewöhnliche Breite des analytischen Zugriffs zeitigt insbesondere auch dort ihre Ergebnisse, wo Freitag auf den Zusammenhang zwischen ästhetischer und doktrinäer Neugliederung der Kirche hinweist. Die Ecclesia triumphans duldet nicht nur keine ruinierten Kirchengebäude mehr; die „ordentliche und hierarchische Kirche“, die nunmehr das optische Kennzeichen klerikalen Alltags wurde, bestimmte über ihre innere Gestaltung auch einen veränderten Ort der Gemeinde. Die Einführung der Sauberkeit als neue, von der Gemeinde in der Handhabung des Kirchengebäudes zu observierende Tugend, verband sich mit der Ausrichtung des Gebäudeinnern, mit der Zentrierung der Aufmerksamkeit auf den Hochaltar, der „Vereinheitlichung im Sitzen“, der „Ordnung für das Sehen und Hören“ auch durch den Einbau von Predigtkanzeln, vor allem aber durch die Orgel. Diese Aufwertung des sakralen Zentrums in der Gemeinde fand ihre äußere Fortsetzung beim Kirchhof, der zunehmenden „Grenzziehung von heilig und profan“ durch die Entfernung von Gebäuden und Vieh, durch die Renovierung der Beinhäuser und die Ausgestaltung der Beerdigung zur Prozession.

Den Zugang zum einzelnen Gläubigen gewährte die Katechese, hier im katholischen Bereich gebunden an „den“ Canisius, einen vielfach aufgelegten Katechismus, zunächst in lateinischer, dann auch in hochdeutscher und niederdeutscher Sprache. Inspiriert durch gedruckte Anweisungen zur praktischen Durchführung der Glaubenslehre beschränkte sich die sonntägliche Katechese schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht mehr auf „schematisches Memorieren und Repetieren“ (262) und fand, gefordert durch den erfolgreichen Appell an den Ehrgeiz der Eltern, zusammen mit dem dafür geschaffenen konfessionellen Liedgut festen Eingang in das mentale Gerüst dörflichen Brauchtums. Prozessionen durch die Flur banden das Territorium der Gemeinde ebenso in diesen sakralisierten Zusammenhang ein wie die Anreicherung und bürokratische Straffung der „rites de passage“ (Taufe, Eheschließung, Beerdigung) dem dörflichen Rechtssystem „eine katholisch-tridentinische Selbstdefinition“ (274) nahelegte. Diese neue Gleichheit der Gemeinde gegenüber dem sakralen Zentrum hatte ihre Kehrseite in der kommunalen Entmachtung des niederen Adels, der nunmehr wesentliche Funktionen in der kirchlichen Gemeinschaft einbüßte und seine Vorrechte am „tridentinischen Eifer“ (277) der Pfarrer zerschellen sah.

Das Leitbild des Pfarrers als guter Hirte im Sinne von Johannes 10,11 fand nach 1613 eine vielfältige Ausformung in der geistlichen Literatur. Werner Freitag erschließt durch eine genaue Betrachtung der Vechtaer Pastorenbibliotheken die Herausbildung dieser tridentinischen Identität der Geistlichen und ihre Umsetzung in der Durchführung ihres Amtes. Stiftungen von Altären und Messen durch die Pfarrer interpretiert Freitag ebenso als Belege für deren „Versenkung in die jenseitige Herrlichkeit Christi“ wie das durchgängige Bestreben, in der Nähe der Altäre bestattet zu sein. Die von diesem Selbstverständnis angeleitete Abkehr von der Rolle des reinen „Kultpriesters“ ermöglichte jenen gestaltenden Einfluß auf die Gemeinde, die mit Vikaristiftungen, mit der entschiedenen Weiterentwicklung des niederen Schulsystems und der Förderung des liturgischen Brauchtums - bei aller Beibehaltung der hierarchischen Trennung „zwischen geweihtem Heilsspende und der ihm untergeordneten laikalen Gemeinde“ (296) - eine neue Form „gemeindlicher Frömmigkeit“ (297) ins Leben riefen.

Dieser „tridentinischen Gemeindebildung“ ist das achte, die Wirkungen dieses ganzen Prozesses gleichsam resümierende große Kapitel der Arbeit gewidmet. Entscheidend für diese kommunale Seite der frühneuzeitlichen Anstaltskirche war, daß sie die mittelalterliche Grundlage des Kirchspiels unberührt ließ: „Die Genossenschaft [des Kirchspiels] blieb Subjekt des Kirchengutes.“ (303) Entscheidend für den Erfolg der Reform war daher die „Verzahnung von Pfarrer und dörflichen Werten und Brauchtum“ (309 f). Zunehmend verwoben mit dem gemeinsamen Erfahrungsraum des Dorfes, wurde der Pfarrer ebensosehr zum Anwalt dörflicher Angelegenheiten wie er andererseits die Eingliederung in die Rituale der Anstaltskirche vorantrieb. Ehrzuweisungen und Rügezeremonien zeigen ihn eingebunden auch in die profanen Seiten des Lebens in Kirchspiel und Bauerschaft, Opfer und Träger des „dörflichen Gesetz[es] der reziproken Beziehungen“ (322) zugleich. Bewohnte er, wie in Oythe, eines der wertvollsten Häuser des Ortes, so wies die Inschrift am Türbogen unübersehbar darauf hin, wem er dieses Privileg zu danken hatte: „Oytha novas propiis pastori has sumptibus aedes extruxit structos virgo tuere lares.“ (327-328) Die Aufklärung traf im 18. Jahrhundert daher - etwa in Gestalt des Oberkommissars Nieberding in Lohne - zunächst als äußere Instanz jugendlicher Rechthaberei auf diesen eingespielten Zusammenhang der tridentinischen Gemeindepraxis. Ein neues Leitbild, das mit Hebr. 13,7 den Pfarrer als Vermittler von Bildung und Glauben hervorhob, brachte mit dem Kampf gegen den „Aberglauben“ auch eine erneute Distanz zur Gemeinde.

Die beiden abschließenden Kapitel des Buches - das bereits referierte über die Aufklärung und das „Resümee“, in dem sich ein an dieser Stelle etwas deplazierter Überblick über Konfessionalisierungs- und Bürokratisierungsprozesse in protestantischen Territorien versteckt - müssen letztlich Fragment bleiben, da hier auch in den Augen des Autors reichlich Stoff für eine „neue prosopographische Studie“ beschlossen liegt. Es läßt sich also mit gutem Grund auf der Frage beharren, ob es sich bei der These von dem „magischen oder gemeindlichen Defizit des Protestantismus“ (361) am Ende nicht doch nur um eine Forschungs- und Wahrnehmungslücke handelt. Eine Berücksichtigung der Vielfalt der naturräumlichen, sozialen und wirtschaftlichen Struktureigenschaften von Gemeinden, wie sie bei dem auf die Person des Pfarrers fixierten Blick Wolfgang Freitags bewußt ausgeblendet bleiben (362), und deren Einfluß auf die Akzeptanz unterschiedlicher Konfessionalisierungsansätze dürfte hier neue, weiterführende Einblicke erlauben. Die an den Kirchspielen des Dekanats Vechta gewonnene Einsicht, „daß die Gemeinde nicht geschwächt, sondern gestärkt aus dem Prozeß der Konfessionalisierung hervorging“ (361), sollte methodisch und inhaltlich dazu anspornen, dies auch für andere Gebiete Nordwestdeutschlands zu überprüfen. Ob sich dabei dann wirklich ein so starker Kontrast zur vermeintlich braucharmen protestantischen Gemeindewelt herausstellt wie Freitag meint oder ob nicht vielmehr die mit der bürokratischen Durchformung der Anstaltskirche entstehenden Parallelen zwischen der dörflichen Welt von Katholiken und Lutheranern das Bild bestimmen, wird der weiteren Forschung anheimgestellt bleiben müssen.

Sie hat mit der Arbeit über das Dekanat Vechta eine Meßlatte bekommen, die nur schwer zu überspringen sein dürfte.

Karl-Heinz Ziessow

Albrecht Eckhardt, Wildeshausen, Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum ausgehenden 20. Jahrhundert, mit Beiträgen von Günter Wegner, Heinz-K. Junk, Peter Heinken und Walter Schultze, herausgegeben von der Stadt Wildeshausen, Oldenburg: Isensee Verlag 1999, ISBN 3-89598-531-3, 1000 S.

Das vorliegende Werk unterscheidet sich in mehrfacher Hinsicht von den meisten anderen in den letzten beiden Jahrzehnten erschienenen ‚Stadtgeschichten‘. Zunächst fällt der Umfang von 1000 S. (!) ins Auge. Ein wesentlicher Unterschied besteht aber auch in der Tatsache, daß das Werk zu drei Vierteln aus der Feder eines Autors, nämlich von Albrecht Eckhardt, stammt. Die Beiträge von Günter Wegner (Ur- und Frühgeschichte), Heinz-K. Junk (topographische Entwicklung der Stadt) sowie von Peter Heinken (Geschichte Wildeshausens 1914-1945) und Walter Schultze (Stadtgeschichte seit 1945) umrahmen in zeitlicher Hinsicht die übrigen, von Eckhardt verfaßten Kapitel. Für die innere Systematik des Werkes kann das nur von Vorteil sein, zumal Eckhardt sich als profunder Kenner der Materie erweist, der nicht nur einen Überblick über die Geschichte Wildeshausens geben will, sondern mit einer beeindruckenden Detailfülle den tatsächlichen Stand der Forschung zur Geschichte der Stadt sichtbar macht, den Leser aber durch eine konsequente thematische Strukturierung davor bewahrt, in der Masse der geschichtlichen Fakten zu ersticken.

Gleichwohl handelt es sich bei dem Werk keineswegs um ein Buch, das sich schnell in einem Zuge lesen läßt. Denn es bietet dem Leser viel, fordert ihm aber deswegen auch die Mühe ab, Eckhardt und seinen Ko-Autoren in ihrer Darstellung äußerst komplexer Handlungsabläufe und geschichtlicher Strukturzusammenhänge zu folgen. Das Werk ist nicht gefällig, weil es anspruchsvoll sein will. Gerade deshalb muß es als große Bereicherung regionaler Geschichtsschreibung gelten, da es für künftige Publikationen ähnlicher Art Maßstäbe setzt. Für die Wildeshauser Stadtgeschichte füllt das Werk zudem eine schon seit längerer Zeit schmerzende Lücke, da die 1970 erschienene Stadtgeschichte von H. Lübbing und W. Jäkel längst vergriffen ist und auch nicht mehr dem heutigen Forschungsstand entspricht.

Der Umfang und die Qualität der Darstellung sowie die jeweils den Einzelkapiteln folgenden Anmerkungsapparate mit ausführlichen Quellen- und Literaturnachweisen empfehlen das Buch zudem als Grundlage für weitergehende Einzelforschungen.

Eingerahmt von den schon genannten Beiträgen der Ko-Autoren ist der von Eckhardt verfaßte Haupt-Teil des Werkes in die beiden Groß-Kapitel ‚Wildeshausen im Mittelalter‘ und ‚Wildeshausen in der Neuzeit‘ unterteilt, wobei ersteres wiederum separat die protourbane Phase Wildeshausens von der Christianisierung bzw. der Gründung des St. Alexander-Stifts im 9. Jahrhundert bis zum Beginn des eigentlichen Stadtwerdungsprozesses um 1200, dann eben diesen Stadtentwicklungsprozeß im 13. Jahrhundert selbst und schließlich die weitere Entwicklung der Stadt bis zum Ende des Mittelalters, also vom Ende des 13. Jahrhunderts bis zum Verlust der städtischen Freiheit im Jahre 1529, unterteilt ist. Deutlich wird hier u.a., daß die Verleihung des Bremer Stadtrechts 1270 keineswegs als Akt der Stadtgründung oder Stadterhebung gesehen werden darf, sondern eher als Endpunkt einer längeren und wohl schon zur Jahrhundertmitte weitgehend abgeschlossenen Stadtwerdung gelten muß. Das Kapitel zur weiteren Stadtentwicklung im Spätmittelalter behandelt neben der eigentlichen politischen Geschichte, d.h. dem komplexen Verhältnis von Stadt und Stadtherrschaft, auch sehr eingehend die städtische ‚Innenpolitik‘, also Stadtverfassung, Rechtswesen, Verwaltung, dann die Bevölkerungs- und Wirtschaftsverhältnisse sowie den Bereich Kirche und Schule, in dessen Zusammenhang auch die Armenfürsorge sowie die Bruderschaften und Gilden behandelt werden.

Diese thematische Strukturierung wird, wenngleich entsprechend der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung variiert und weiter differenziert, auch in dem doppelt so umfangreichen (mehr als 400 S.) Hauptkapitel über Wildeshausen in der Neuzeit beibehalten, das wiederum in die beiden Unterkapitel über die frühe Neuzeit und über das 19. Jahrhundert unterteilt ist. Auch hier wird Eckhardt dem Anspruch gerecht, alle relevanten Bereiche der Stadtgeschichte erschöpfend behandeln zu wollen.

Die folgenden Beiträge der Ko-Autoren Heinken und Schultze reichen im Umfang und inhaltlicher Breite der Darstellung nicht ganz an die von Eckhardt bearbeiteten Kapitel heran, obwohl sie für sich genommen durchaus dem Anspruch gerecht werden, die weitere Entwicklung Wildeshausens im 20. Jahrhundert so umfassend darzustellen, daß keine gewichtigen Einzelbereiche unberücksichtigt bleiben.

Neben zahlreichen Abbildungen, Karten und Tabellen in allen Kapiteln des Werkes ist abschließend ein umfangreicher Anhang hervorzuheben, der eine ausführliche Zeittafel, eine Auflistung sämtlicher Bürgermeister seit dem 14. Jahrhundert (z.T. abgebildet) sowie aller Kirchspielsvögte und Stadtdirektoren der neueren Zeit und einen Nachweis sämtlicher Haus- und Grundstückseigentümer der Stadt von 1842 enthält. Ein Namens- und Sachregister erleichtern die Lektüre des umfangreichen Werkes und verleihen ihm zudem die Funktion eines Nachschlagewerkes für die Wildeshauser Stadtgeschichte.

Im Ganzen muß das Werk qualitativ wie quantitativ als Glanzstück regionaler Geschichtsschreibung gewertet werden, das einerseits dem historischen Rang Wildeshausens gerecht wird, andererseits aber auch ganz allgemein den Kenntnisstand zur Geschichte des nordwestdeutschen Städtewesens erweitert.

Franz Bölsker-Schlicht

Fremde in Deutschland – Deutsche in der Fremde, Schlaglichter in der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart, herausgegeben von Uwe Meiners und Christoph Reinders-Düsseldorf, Cloppenburg 1999, 375 S.

Der vorliegende Begleitband zu einer vom Museumsdorf Cloppenburg in Zusammenarbeit mit vier anderen Museen konzipierten Ausstellung befaßt sich mit einer Thematik, die vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Diskussion über eine Bewältigung bzw. Steuerung von Zuwanderung nach Deutschland immer mehr an Brisanz gewinnt. Wie der Titel des Buches schon deutlich macht, wird bei dem Rückblick auf das Migrationsgeschehen vergangener Jahrhunderte das Schicksal von Deutschen in der Fremde und von Fremden in Deutschland gleichermaßen berücksichtigt, was insofern sehr sinnvoll ist, als dem heutigen deutschen Leser dadurch verdeutlicht wird, daß der heutigen – von vielen Zeitgenossen als bedrohlich empfundenen – Zuwanderung nach Deutschland zahlreiche Aus- und Einwanderungsströme vorausgingen, das heutige Migrationsgeschehen als solches also keineswegs den Rahmen der geschichtlichen Normalität sprengt.

Neben der Auswanderung im engeren Sinne als im wesentlichen ökonomisch motivierte und grenzüberschreitende Migration auf Dauer (Beiträge von K. J. Bade, W. Grams u. D. D. Hollatz) wird in dem Sammelband auch ganz allgemein der Begriff bzw. das Phänomen der Fremde und des Fremden an sich untersucht. Mit dieser Fragestellung befaßt sich vor allem Ernst Schubert in seinem Beitrag über Fremde und Erfahrungen des Fremden im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Deutschland. Das Schicksal der Zigeuner als nicht sesshafter Minderheit von ‚einheimischen Fremden‘ zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert nimmt M. Zimmermann in den Blick. Breiten Raum nimmt auch das in der frühen Neuzeit so häufig anzutreffende Phänomen der Glaubensflüchtlinge ein (Beiträge von F. Kopitzsch, T. Klingensiel/A. Lilienthal). Exemplarisch dargestellt wird in diesem Zusammenhang von T. Hinrichsen das Schicksal portugiesischer Juden in Altona.

Mehrere Einzelbeiträge befassen sich mit den ökonomisch bzw. beruflich bedingten Fremdensicksalen von Wander- und Saisonarbeitern, Kaufleuten, Wanderhändlern und Wandermusikanten (Beiträge von S. Lünemann, T. Brinkmann, H. Oberpennig, K. Middell, H. Müns u. R. Del Fabbro), wobei das jeweilige Fremdsein dieser Gruppen nicht nur von der ethnischen Verschiedenheit zur übrigen Bevölkerung abhing und im Falle der von K. Middell behandelten hugenottischen Kaufleute eine Verschränkung des ökonomisch bedingten Fremdseins mit vorausgegangener Migration aus konfessionellen Gründen beobachtet werden kann.

In einem weiteren Beitrag untersucht M. Imhof mit nationalen Stereotypen von anderen Völkern und entsprechenden Selbstbildern, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland verbreitet waren, einen anderen wichtigen Teilaspekt der komplexen Thematik.

Mehrere Beiträge befassen sich mit den Massenverbrechen des 20. Jahrhunderts, durch die Millionen von Menschen ihre Minderheiten-Existenz zum Verhängnis wurde, wie den Juden oder den Sinti und Roma, oder durch die im Zuge von Verschleppung und Vertreibung ebenfalls Millionen, vor allem Deutsche und Polen, ein Fremdensicksal aufgezwungen wurde (Beiträge von J. Tantz, J. Schreiber, J. Rydel, A. Lembeck, E. H. Segschneider u. A. Lehmann).

Mehrere Autoren befassen sich mit verschiedenen Fremdheits-Phänomenen im heutigen Deutschland (Beiträge von B. Oeljeschläger, H. Pfister-Heckmann/H.-W. Retterath, H. Müns u. P. Szyka). Neben dem Schicksal von Aussiedlern und Ausländern wird die ‚Fremden‘-Existenz von Nichtseßhaften untersucht und auch nach der wechselseitigen Fremdheit von Ost- und Westdeutschen gefragt. Der Band schließt mit theoretischen Überlegungen der Pädagogen A. Flügge und J. Schütte über „kulturelle Selbstreflexion als Bewußtwerdungsprozeß kultureller Identitäten.“

Insgesamt enthält der Sammelband 26 Einzelbeiträge aus der Feder von 29 Autoren entsprechend der Vielfalt der möglichen Einzelaspekte, die im Rahmen der Gesamthematik Berücksichtigung finden können. Gerade wegen der Vielfalt der möglichen Einzelaspekte und der entsprechenden thematischen Heterogenität eines solchen Gesamtwerkes empfiehlt sich aber eine stringente und in sich konsistente Strukturierung der Einzelbeiträge, die allerdings im vorliegenden Band kaum erkennbar wird. So entspricht die in dieser Rezension vorgenommene Grob-Gliederung der Beiträge keineswegs der im Band selbst vorgenommenen Strukturierung, deren inhaltliche Logik sich dem Leser zumindest teilweise nicht erschließt. So fragt man sich, warum der Beitrag von F. Kopitzsch über Minderheiten und Fremde in Nordwestdeutschland (S. 30ff.) – behandelt sind fast ausschließlich Gruppen von Glaubensmigranten – nicht unter der Rubrik ‚Glaubensflüchtlinge‘ zu finden ist. Unter dieser Rubrik hätte auch der Beitrag über die jüdischen Glaubensflüchtlinge in Altona sinnvollerweise eingeordnet werden müssen. Statt dessen wird dieser – als einziger Beitrag! – der thematisch völlig irreführenden Rubrik ‚Über jüdische Kultur‘ zugeordnet. Unter der Rubrik ‚Zuwanderer‘ finden sich dagegen zwei Beiträge, von denen einer die innerdeutsche Ost-West-Migration vor dem Ersten Weltkrieg behandelt und der deshalb ebensowenig sinnvoll plaziert ist wie der andere, der sich mit den italienischen Wanderarbeitern in Deutschland befaßt und daher besser der Rubrik ‚Wanderarbeit‘ zugeordnet worden wäre. Es ließen sich noch weitere, den Leser verwirrende Ungereimtheiten aufzählen.

Recht gut strukturiert wird hingegen die komplexe Migrationsthematik in der Einführung von Chr. Reinders-Düselder, in der dieser, ausgehend von der gegenwärtigen Zuwanderungsproblematik, in anschaulicher Weise wesentliche Teilaspekte des historischen Wanderungsgeschehens vorstellt. Um so ärgerlicher, weil historisch schlicht falsch, ist die von ihm auf S. 16f. vorgenommene Subsumierung der Salzburger Protestanten unter die Gruppen fremdstämmiger Glaubensflüchtlinge, die in der frühen Neuzeit in deutsche Territorien kamen. Denn das Fürst-erzbistum Salzburg war selbst ein deutsches Territorium und die Ansiedlung der von dort vertriebenen Protestanten in Preußen somit ein innerdeutscher Migrationsvorgang.

Fragwürdig ist auch der von A. Lehmann vorgenommene Vergleich der Bürgerkriegsflüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien mit den deutschen Ost-Flüchtlingen des Jahres 1945. Denn

so interessant ein Vergleich der konkreten Lebensumstände für sich genommen auch sein mag, so sind die historischen Rahmenbedingungen doch zu unterschiedlich. Bei den deutschen Flüchtlingen handelte es sich um Heimatvertriebene, die sich auf Dauer in einem anderen Teil des eigenen Landes einzurichten hatten, während es sich bei den Bosniern und Kosovaren um solche Flüchtlinge handelt, die eindeutig nur für eine Übergangszeit in einem fremden Land Aufnahme finden.

Positiv hervorzuheben ist abschließend die umfangreiche Bibliographie zur Geschichte und Gegenwart des Migrationsgeschehens.

Franz Bölsker-Schlicht

Anne Aengenvoort, Migration – Siedlungsbildung – Akkulturation: die Auswanderung Nordwestdeutscher nach Ohio, 1830 – 1914, Stuttgart: Steiner 1999, ISBN 3-515-07423-6, 371 S.

Der vorliegende Band reiht sich ein in die große Zahl von Untersuchungen, die in den letzten Jahren zum Thema der überseeischen Auswanderung nach Nordamerika erschienen sind. In der Fallstudie findet man einerseits vieles von dem bestätigt, was an Erkenntnissen schon aus anderen Untersuchungen gewonnen werden konnte, andererseits ermöglicht sie ein konkreteres und differenzierteres Bild vieler Teilaspekte des Migrationsprozesses.

Anne Aengenvoort verfolgt im Detail das Wanderungsgeschehen und die Genese einer konkreten Migrantenpopulation, indem sie zunächst die Auswanderung aus dem Großraum Osnabrück einschließlich der Region Tecklenburg und Teilen des Oldenburger Münsterlandes von 1830 bis 1860 hinsichtlich der Ursachen und der sozialen Rahmenbedingungen in den Blick nimmt und dann die Einwanderung und den Akkulturationsprozeß in einem Teilgebiet des US-Bundesstaates Ohio, in dem sich Einwanderer aus der genannten Herkunftsregion in besonders großer Zahl niederließen. Zwar gibt es bereits zahlreiche lokale Fallstudien, die sich mit der konzentrierten Ansiedlung und Akkulturation von Auswanderern an bestimmten Orten befassen. Nun aber liegt mit dieser Arbeit eine die Auswanderung aus der gesamten Großregion und eine entsprechende Einwanderungsregion in den USA gleichermaßen in den Blick nehmende Fallstudie vor.

Nach einem ausführlichen Einleitungskapitel, in dem u.a. sehr sorgfältig der Forschungsstand zur deutschen Nordamerika-Auswanderung zusammengefaßt wird, untersucht A. Aengenvoort zunächst die soziokulturellen und ökonomischen Charakteristika der Auswanderungsregion, um ein Sozialprofil der ausgewanderten Bevölkerung und damit zugleich ein differenziertes Bild der spezifischen Voraussetzungen für das Siedlungs- und Akkulturationsverhalten zu ermitteln. Dann wird aufgezeigt, inwieweit diese Voraussetzungen sich in komplexen Gruppenbildungs-, Separierungs- und Selektionsprozessen im Zuge des Einwanderungsgeschehens niedergeschlagen haben.

In den beiden folgenden Kapiteln des Buches wird dann die weitere Entwicklung in der Einwanderungsregion bis zum Ersten Weltkrieg in den Blick genommen, wobei zunächst die Veränderungen in der Sozialstruktur und dann der entsprechende kulturelle Wandel untersucht wird. Im Mittelpunkt steht hier jeweils die Frage nach der Dynamik von Akkulturations- und Anpassungsprozessen bzw. nach der Wirkmächtigkeit von in dieser Hinsicht eher hemmenden Faktoren, die sich aus der räumlichen Konzentration von Einwanderern aus einer Herkunftsregion ergeben.

Abschließend wird gefragt, inwieweit im Akkulturationsprozeß solche die Einwanderer verbindenden Elemente wie gemeinsame Herkunftsregion, gemeinsame niederdeutsche Sprache und gemeinsame soziale Voraussetzungen überlagert und neutralisiert wurden durch trennende Faktoren wie vor allem die konfessionelle Verschiedenheit, die sich aus der unterschiedlichen konfessionellen Prägung in den drei Teilgebieten der Herkunftsregion (die Tecklenburger waren reformiert, die Osnabrücker katholisch oder lutherisch, die Münsterländer katholisch) er-

gab. Die konfessionellen Identitäten blieben offenbar in vieler Hinsicht wirkmächtiger als die genannten Gemeinsamkeiten.

Ergänzt wird die Darstellung durch einen statistischen Anhang und ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis.

Insgesamt stellt die Fallstudie einen wichtigen Beitrag zur Migrationsforschung dar und ist vor allem für die Sozial- und Kulturgeschichtsforschung der Region Osnabrück/Oldenburger Münsterland ein großer Gewinn.

Franz Bölsker-Schlicht

Karl Reddemann, Maler in Himmel und Hölle, Eine biographische Annäherung an Hans Troschel, Maler und Grafiker 1899-1979, Verlag Regensburg, Münster 1999

Die über 700 Seiten umfassende Biografie widmet sich dem lange in der Gemeinde Großenkneten lebenden und einige Jahre am Clemens-August-Gymnasium in Cloppenburg als Kunsterzieher wirkenden Maler, Grafiker, Kunstlehrer und Hobbyarchäologen Hans Troschel, der zu der Gruppe von Künstlern gehörte, die durch die traumatischen unauslöschbaren Ereignisse zweier miterlebter Weltkriege sowie die kurze Zeit zwischen ihnen nachhaltig geprägt wurde. Die Last persönlicher Erfahrungen haben Hans Troschels Lebensweg gezeichnet, Ideale geknickt und ihm kein günstiges Klima für sein künstlerisches Werk beschieden. Die vorliegende Biografie unternimmt den fast unmöglichen Versuch, ansatzweise seinen Lebenslauf aufzuzeigen. Sein Lebensweg ist voller Brüche, die sein künstlerisches Werk nachhaltig beeinflussen; die teils abenteuerlichen Etappen dieses Weges sind wie sein künstlerisches Werk gleichermaßen in Vergessenheit geraten. Dieses Schicksal teilt er mit vielen Künstlern seiner Zeit.

Reddemanns Arbeit ist keine Künstlerbiografie herkömmlicher Art und ebenfalls kein rein zeitgeschichtliches Dokument, sondern unternimmt den Versuch, einen Künstler in den Abhängigkeiten, in den unabwendbaren Verstrickungen seiner Zeit deutlich werden zu lassen. Die Quadratur des Kreises ist vielleicht leichter zu beschreiben als die verbindliche Aufgabe der Kunst des 20. Jahrhunderts am Beispiel eines Künstlers zu veranschaulichen. Und doch macht es Spaß, ja es ist teilweise spannend, sich mit der Troschelbiografie auseinanderzusetzen, weil sie weiträumig Zeitgeschichte als Lebensbasis eines Künstlers mitliefert.

Schon nach kurzer Lektüre klärt sich die Frage nach dem Umfang der Troschel-Biografie: Karl Reddemann entwickelt am Beispiel des eher unbekannt gebliebenen Künstlers Hans Troschel eine Geschichte der Unzulänglichkeiten des 20. Jahrhunderts. Seine Biografie geht weit über Troschels Lebensgeschichte hinaus und wird in Teilen damit auch allgemeingültiger, weil nicht auf einen Menschen fixiert. Ihr Umfang scheint notwendig, um den sozialpolitischen Kontext herzustellen, wenngleich die Person Hans Troschel dabei in einigen Passagen eher in den Schatten gerät oder nur noch als Reflektionshintergrund dient.

Karl Reddemanns Versuch, Hans Troschel eine kunstgeschichtliche Einordnung, auch unter den Aspekten von Rainer Zimmermanns Standardwerk „Die Kunst der verschollenen Generation, Deutsche Maler des expressiven Realismus“ zu geben, bleibt Versuch und fällt relativ kurz und allgemein gehalten aus, weil der Gegenstand sich auch auf diesem Feld einer Zuordnung entzieht. Gleichwohl wird deutlich, daß Hans Troschel nicht der Heimat- oder Regionalkünstler war, den viele in ihm sehen. Allein schon die facettenreiche Lebensgeschichte spricht eine ganz andere Sprache. Reddemann hat sicher recht in der Annahme, daß über den ganz unverwechselbaren, sehr individuellen Lebensweg Hans Troschels indirekt das Porträt einer Generation entworfen wird, die „zwischen alle Stühle der Kunstgeschichte“ geraten ist. Die Biografie macht deutlich, daß es sich um eine „Annäherung, in der manches rätselhaft bleibt und sich als un-auffindbar darstellt“ handelt.

Durch die gesamte Biografie zieht sich eine Struktur der Heranziehung gesellschaftlich-politischer Aspekte und geschichtlicher Tatsachen zur Veranschaulichung damaliger Realsituationen,

in denen sich Hans Troschels Leben entfaltete. Die Aussagen zum Umfeld gehen in einigen Passagen in eine Breite, die eine notwendige Veranschaulichung des Hintergrundes übersteigen; das Kernanliegen der Biografie tritt dabei oft in den Hintergrund. An diesem Punkt wird auch deutlich, daß es sich nicht um eine der üblichen Künstlerbiografien handelt, sondern um eine umfassendere Darstellung eines Künstlerlebens in den Verstrickungen seiner Zeit. So werden z.B. im Kapitel über den Chinaaufenthalt (Tsingtau, 1903-1906) der Familie Troschel in kleinen Facetten die Ideen vom Kolonialismus und Imperialismus des wilhelminischen Kaiserreiches in ihren Wirkungen auf diese Familie anschaulich beleuchtet. Ausführungen über den Ersten Weltkrieg, über die sogenannten 20er Jahre und die Zeit bis zum Beginn der NS-Diktatur mit den verschiedenen Versuchen einer Ausbildung als Künstler oder in einem Beruf zum Broterwerb mit all ihren unabgeschlossenen Verläufen zeigen überdeutlich, wie Hans Troschel in den wirren Zeiten zwischen den Weltkriegen seinen Platz zu finden versuchte. Es ist interessant zu erfahren, wie ein Individuum in das Beziehungsgeflecht der Zeitgeschichte unerbittlich eingebunden ist, auch oder gerade, wenn es den fast traumatischen Erfahrungshintergrund eines fürchterlichen Krieges hat. Die Ausstellungserfolge der 20er Jahre wurden jäh gebremst von der sich gegen Ende der zwanziger Jahre lautstark etablierenden NS-Kulturpolitik. Der Wind stand gegen Hans Troschel und etliche seiner künstlerischer Zeitgenossen. Zudem geriet er in das Visier der NS-Kulturschergen, Arbeiten von ihm wurden im Zuge der Aktion „Entartete Kunst“ vernichtet. Viele der ihm persönlich bekannten, in den zwanziger Jahren aber bereits zu Ruhm gelangten Künstlerkollegen, des „Expressionismus“, der „Neuen Sachlichkeit“ und des „Verismus“ sowie der beginnenden Abstraktion, traf das gleiche Schicksal. Sie hatten aber im Vergleich zu Hans Troschel bereits eine wirtschaftliche Basis, waren teilweise arriviert, was ein Ausweichen in das Ausland schneller möglich machte. Ein Exil, eine Form innerer Emigration schloß sich an; noch im Jahre 1945 wurde sein Privatarchiv, soweit bis dahin noch erhalten, weitgehendst vernichtet, und damit wurden Spuren seiner künstlerischen Tätigkeit unwiederbringbar ausgelöscht.

Erst nach 1945, nach zwei Vernichtungskriegen folgte für Hans Troschel wie für viele seiner künstlerischen Zeitgenossen eine kurze Phase der Besinnung. Die sich etablierende Auffassung von „Moderner Kunst“, auch Produkt einer sich mit freiheitlichen Vorstellungen von den Erfahrungen mit dem zwölfjährigen NS-Kulturdiktat emanzipierenden Auffassung, hielt Eingang in die Kunstszene und erfuhr eine stürmische Entwicklung. Sie ließ zunächst keine andere künstlerische Auffassung gelten, und Hans Troschels Werk galt als nicht mehr zeitgemäß und geriet in Vergessenheit. Seine Arbeiten wurden als eher traditionell oder auch - total unreflektiert - als Heimat-oder Regionalkunst beurteilt. Wieder einmal bließ ihm der Wind ins Gesicht. Der Umgang mit Künstlern ist nicht immer einfach, mit Hans Troschel war er offensichtlich manchmal schwierig, auch diese Facette durchzieht, ohne immer direkt ausgesprochen zu werden, die Biografie. Er verfügte über besondere Anlagen, besondere sich gegeneinander aufreibende Kräfte wirkten in ihm, die er nur in seltenen Fällen für sich selbst, für sein schöpferisches Tun einlösen konnte. Die ersehnte freie Entwicklung blieb ihm weitgehendst versagt, weil existentielle Alltagszwänge von außen dagegen standen. Der tägliche Broterwerb als Lehrer im letzten Lebensdrittel blieb Notwendigkeit, aber nicht erhoffte Lebensaufgabe. Ganz sicher resultieren aus diesem Zwiespalt die Schwierigkeiten auch dieser Lebensphase. Seine Grabungen auf der geliebten „Letheinsel“ führten ihn in eine eigene Welt, die von Mythen der Vergangenheit erzählen und ihm ein Stück innerer Ruhe bescherten. In die Natur horchen und mit ihr eins werden, vielleicht auch ein Lebensziel von Hans Troschel.

Behutsam legt Karl Reddemann eine andere Seite von Hans Troschels Künstlertums im Schlußkapitel frei: die ständige Hilfe einer ihn liebenden Frau. Käte Troschel (geb.Nadler) war wohl die ihn in allen Lebenslagen stützende, korrigierende Lebenspartnerin, immer im Stillen helfend, ausgleichend hinter ihm stehend wie ein guter Geist. Freiwillig und sicher unter per-

sönlicher Entsagung und Verzicht steuert sie sein Lebensschiff in der letzten Phase entscheidend mit. Auch und wieder ein Künstlerfrauenschicksal, das verborgen im Hintergrund blieb, obgleich zur Person Hans Troschel und seinem Leben unabdingbar dazugehörend.

Hans Troschel ein Einzelschicksal? Diese Frage wirft der Autor am Schluß auf. Mir scheint, entlang der Biografie von Hans Troschel schließt sich eine Epoche, eine meist vergessene Zeit auf, mit deren Problemen wir noch heute unsere Last haben, und damit wird sie zu einem Zeitdokument, das über ein Einzelschicksal hinausragt. Hans Troschels Lebensbahn endet 1979, er stirbt nach kurzer Krankheit am 13. März in Oldenburg, seine Biografie bewahrt und erhellt längst Vergessenes.

Wilfried Körtzinger

Anton Wilhelm Nordhof, Die Geschichte der Zerstörung Moskaus im Jahre 1812, herausgegeben von Claus Scharf unter Mitwirkung von Jürgen Kessel, München: Boldt im Oldenbourg-Verlag 2000 (= Deutsche Geschichtsquellen im 19. und 20. Jahrhundert Bd. 61), ISBN 3-486-56473-0, 343 S.

Wie kaum ein anderes Geschehen des 19. Jahrhunderts wurde Napoleons gescheiterter Rußlandfeldzug von 1812, der seinen Abstieg und Untergang einleitete, in einer Fülle von autobiographischen Darstellungen und Zeitzeugenberichten dokumentiert, wobei die große Masse der westlichen, vor allem französischen und deutschen Quellen von Angehörigen der napoleonischen ‚Großen Armee‘ stammen. Als Besonderheit ist vor diesem Hintergrund die erst jetzt in deutscher Sprache erschienene Darstellung der Zerstörung Moskaus anzusehen, die aus der Feder des damals in Moskau lebenden deutschen Arztes Anton Wilhelm Nordhof (1778-1825) stammt. Nordhof erweist sich als Kenner der russischen Verhältnisse und vermag aus der kritischen Distanz eines fremden, aber sachkundigen Beobachters eine detaillierte ‚Innenansicht‘ des Lebens und der gesellschaftlich-sozialen Strukturen in Moskau vor, während und nach der napoleonischen Besetzung zu zeichnen. Er versucht zwar, ein möglichst objektives Bild des Geschehens zu skizzieren und ist um eine differenzierte Darstellung bemüht, macht aber auch keinen Hehl aus seiner grundsätzlichen Ablehnung der napoleonischen Expansionspolitik und läßt bei seiner detaillierten Schilderung der Moskauer Verhältnisse und des Geschehens in der Stadt eine sehr kritische Haltung zu den Willkürentscheidungen der russischen Amtsträger und zur Indolenz, Unbildung und Rohheit der russischen Bevölkerung durchschimmern.

Sehr aussagekräftig ist der von Claus Scharf edierte und mit einem detaillierten Anmerkungsapparat versehene Bericht Nordhofs nicht nur im Hinblick auf dessen Insider-Kenntnis der russischen bzw. Moskauer Verhältnisse, sondern auch, weil Nordhof teils absichtlich, teils aber auch unreflektiert die wechselseitigen Fremdbilder und Stereotype der europäischen Völker, vor allem der Russen, Deutschen und Franzosen zu Beginn des 19. Jahrhunderts und die von diesen abhängigen politischen Erwartungen und Einstellungen sichtbar macht.

Dem Leser aus dem Oldenburger Münsterland und auch aus dem Raum Osnabrück ist das vorliegende Werk darüber hinaus auch noch deshalb zu empfehlen, weil Nordhof 1778 in Damme geboren und dort auch aufgewachsen ist. Er ist zwar in seinen späteren Jahren - abgesehen von einem kurzen Besuch in der Heimat - nie wieder als ‚Dammer‘ in Erscheinung getreten, aber seine Herkunft wurde insofern bedeutsam für die in vorliegendem Band erfolgte Veröffentlichung seines Berichts, als es der Dammer Regionalhistoriker Jürgen Kessel war, der durch eine Transkription des Manuskripts die Veröffentlichung erst möglich machte und darüber hinaus einen Überblick über den Lebensweg Nordhof verfaßt hat.

Die editorische Bearbeitung ist dagegen dem renommierten Mainzer Historiker Claus Scharf zu verdanken, der neben der schon erwähnten Kommentierung des Textes in Gestalt eines detaillierten Anmerkungsapparates eine ausführliche Einführung in den historischen Kontext des napoleonischen Rußland-Feldzuges und in die Geschichte seiner wissenschaftlich-literarischen

Rezeption gibt und vor diesem Hintergrund eine quellenkritische Analyse des Nordhofschen Berichts vornimmt.

Dabei wird dem Leser auch mitgeteilt, warum der Bericht nicht zu Lebzeiten Nordhofs veröffentlicht worden ist. Er hat vermutlich aus Sorge um seine eigene und seiner Familie Sicherheit darauf verzichtet, da er in seinem Bericht einflußreiche russische Beamte schwer belastet hatte, die ihm evtl. gefährlich werden konnten. Es erschien aber 1822 unter einem Pseudonym eine leicht veränderte französische Version des Berichts, die aber in der Folgezeit wenig Beachtung gefunden hat. Das Manuskript des Berichts blieb im Besitz der in der Schweiz lebenden Nachfahren Nordhofs, bis vor wenigen Jahren Jaques Nordhof/Zürich seine Bedeutung als historische Quelle erkannte und es den erwähnten und anderen Fachleuten zugänglich machte.

Vor allem denjenigen, die sich ein möglichst differenziertes Bild von den Besonderheiten der russischen Kulturentwicklung in ihren Wechselwirkungen mit der westlichen Zivilisation machen möchten, kann das vorliegende Werk als gewinnbringende Lektüre empfohlen werden. Recht hilfreich sind ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis und ein umfangreiches „Register der Personen- und Völkernamen“. Das ‚Nachwort‘ von Eberhard Weis wäre aber besser als Vorwort dem Gesamtwerk vorangestellt worden.

Franz Bölsker-Schlicht

Uwe Meiners, Karl-Heinz Ziessow (Hg.), Dinge und Menschen, Geschichte, Sachkultur, Museologie, Beiträge des Kolloquiums zum 65. Geburtstag von Helmut Ottenjann, Museumsdorf Cloppenburg 2000, 184 S., zahlr. Abb.

Am 15. Mai 1996 wurde Prof. Dr. Helmut Ottenjann, langjähriger Direktor des Museumsdorfes Cloppenburg, 65 Jahre alt und damit - nolens volens, denn beamtenrechtlich ist es so vorgeschrieben - in den Ruhestand verabschiedet. Ihm zu Ehren veranstaltete das Museum unter dem Titel „Dinge und Menschen“ ein Festkolloquium, dessen Vorträge nun in überarbeiteter Gestalt vorliegen. Die zwölf Beiträge, eingerahmt in eine Laudatio durch Ruth-E. *Mobrmann* und ein umfangreiches Schriftenverzeichnis des Jubilars, wurden von den Herausgebern jeweils paarweise unter Leitbegriffen, wie Haus- und Sachkultur, Agrargeschichte, Kleidungsfor- schung, arrangiert, um von verschiedenen Blickwinkeln die Kernthemen Ottenjannscher For- schungen zu beleuchten.

Den Anfang bildet ein trotz aller terminologischer Vielfalt doch kurzweilig zu lesender Beitrag von G. Ulrich *Großmann* (Generaldirektor des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg) zum Baugerüst, einem in der Hausforschung bisher kaum beachteten Thema. Im Gegensatz zu Häusern haben die bei ihrer Erstellung und Renovierung benutzten Gerüste stets nur temporären Charakter. Ihre Erforschung kann daher selten auf die Realien selbst, sondern fast nur auf Bildquellen und Konstruktionsanleitungen zurückgreifen. Deutlich wird aber, daß das Ver- folgen ihrer Entwicklung, vom einfachen Stangengerüst bis zu den modernen, unter Planen versteckten aufwendigen Stahlkonstruktionen, ein lohnender Forschungsgegenstand ist.

Ausgehend von Bildquellen und der Möglichkeit, aus ihnen auch Aussagen über Häuser abzule- sen, hält Helmut *Hundsichler* (Krems/Donau) ein grundsätzliches Plädoyer für einen angemese- senen Umgang mit historischen Quellen. Interdisziplinarität werde in einer weit verbreiteten Art der Quellenkombination nur vorgespiegelt, wobei es oft hauptsächlich darauf ankomme, nur Be- weise für eigene Aussagen zu suchen und Methodenvielfalt aus Prestige Gründen zu demonstrieren. Tatsächliche Interdisziplinarität entwickle sich dagegen erst im Kopf des Forschers, der sich aber erst seiner die Wahrnehmung determinierenden Egozentik bewußt werden müsse.

Alexander *Fenton* (Edinburgh) legt seinen Ausführungen am Beispiel des schottischen Tieflan- des die von Historikern und Geographen seit längerem diskutierte Frage der landwirtschaftli- chen Revolution zugrunde. Er zeigt, daß diese Revolution in den ersten anderthalb Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in ihrem friedlichen und durchgreifenden Verlauf nur durch die im Laufe

des 18. Jahrhunderts zunächst von den Pächtern und später von den ländlichen Oberschichten in Gang gesetzten Entwicklungen möglich war.

Heide *Wunder* (Kassel) verweist in ihrem mit vielen Quellenverweisen gespickten Beitrag auf die Bedeutung von Hirse und Buchweizen für die Ernährung in der frühen Neuzeit. Tatsächlich macht es das weitgehende Fehlen quantifizierbarer Angaben schwierig, die Bedeutung dieser Nebenfrüchte genauer einzuschätzen. Der sinnvollste Weg ist hier wohl ein systematisches Beschreiben der qualitativen Positionen, in denen diese und andere Früchte in den Quellen vorkommen.

Gabriele *Mentges* (Dortmund) zeichnet mit dem im 19. Jahrhundert und bis ins frühe 20. Jahrhundert immer wieder weiterentwickelten Reißverschluß die Entwicklung einer letztlich epochemachenden Erfindung nach, für die Anwendungsfelder anfangs allerdings noch gesucht werden mußten. Erst später geriet er zu einer Verschlußmethode von eigener Qualität, die nicht zuletzt zu einer gewandelten Formensprache des An- und Ausziehens führte.

Bernward *Deneke*, ehemaliger Direktor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, macht deutlich, daß sich der Historismus des 19. Jahrhunderts nicht nur auf Architektur und Hausrat, sondern seinem umfassenden Wesen gemäß auch auf die Kleidung, vor allem die Damenoberbekleidung erstreckte. Dabei kann er, analog zu den bekannteren Ausprägungen des Historismus, an die Stilentwicklung angelehnte zeitliche Verdichtungen und Präferenzen für bestimmte Stilrichtungen aufzeigen, die sich nicht nur in Schnitten und Accessoires, sondern auch in der Wahl der verwendeten Materialien erkennen lassen.

Am ehesten einander gegenüberzustellen ist noch die Sicht des Volkskundlers und des Historikers auf generelle Probleme des Museums. So bemängelte Gottfried *Korff* (Tübingen) am Freilichtmuseum „natürlich nicht an Cloppenburg, als vielmehr am Freilichtmuseum an sich“ eine unbekümmert von wissenschaftlichen Ansprüchen auf Effektdramaturgie ausgerichtete Haltung und klagte statt dessen eine volkstkundlich-kulturgeschichtliche Museumstheorie ein, ein Feld, das nicht allein den Historikern und Kunsthistorikern überlassen bleiben dürfe.

Da klangen die Ausführungen des Historikers zuversichtlicher: Matthias *Puble* (Magdeburg) plädiert, ausgehend von der von ihm bejahten Frage, ob Geschichte im Museum darstellbar sei, dafür, daß sich die historischen Museen selbstbewußt auf ihre Stärken besinnen sollten, was freilich einschließe, der wissenschaftlichen und restauratorischen Grundlagenarbeit wieder mehr Raum zu geben.

Gesamteuropäische Parallelen ziehen Annemarie und Wolfgang *Brückner* (Würzburg) in einem der bedeutendsten Beiträge des Bandes. Am Beispiel der 1477 gefertigten, bisher nur unter kunstgeschichtlichen Aspekten behandelten vier Aussteuertruhen der Paola Gonzaga aus Mantua zeigen sie, daß sich beim europäischen Hochadel des Spätmittelalters Rechtsformen des weiblichen Sondervermögens entwickelt hatten, die etwa denen in der bäuerlichen Bevölkerung des Oldenburger Ammerlandes mit dem von Helmut Ottenjann untersuchten Institut „Gerade“ durchaus vergleichbar sind. Diesen Rechtsnormen nachzugehen, verspricht auch für andere regionale und historische Zusammenhänge wichtige Aufschlüsse.

Jan *Peters* (Potsdam) beschreibt das Verhältnis der Erbsitzer in Neuholland, einer Mitte des 17. Jahrhunderts gegründeten Siedlung im Niederbarnim, die seit den 1730er Jahren als Milchviehbauern allmählich zu relativ großem Wohlstand gelangt waren, zu „ihrem“ Lehrer. Außergewöhnlich war, daß sie den Lehrer aus eigenem Antrieb einstellten und bezahlten; ein relativ hohes Schulniveau war eine Sache des Selbstbewußtseins für die Neuholländer Gemeinde. Der Konflikt zwischen Gemeinde und Lehrer wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts jedoch immer deutlicher, als sich das Bildungstreben sozial differenzierte und der Lehrer vor allem deshalb in Not geriet, weil viele Erbsitzer ihre Söhne auf die Stadtschule in Liebenwalde schickten oder von Privatlehrern unterrichten ließen. Wenngleich sich der Fall wohl nur bedingt verallgemeinern läßt, entspricht es letztlich generellen Entwicklungen, daß sich das Verhältnis der Gemeinde zu „ihrem“ Lehrer seit der Gründungszeit der Schule überlebt hatte.

Silke *Göttsch* (Kiel) stellt das Problematische des Begriffes der Region und seinen Charakter als ein seit dem 18. Jahrhundert ausgebildetes Konstrukt heraus, dessen fehlende Reflexion bei praxisorientierten Forschungen zu unüberbrückbaren Konflikten mit den Betroffenen führen könne. Das Fazit bleibt vielleicht deshalb ein recht allgemeines, weil es sich beim angeführten Beispiel, dem schleswig-holsteinischen Ort Westerhever, nicht eigentlich um eine Regionalstudie sondern eine Gemeindestudie handelt: Regionen entstehen im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlichen Konstrukten und realen Erfahrungen; Regionalstudien müßten diese Verflechtungen, auch mit historischer Fundierung, deutlich machen.

Im abschließenden Beitrag unternimmt Ernst *Hinrichs* (Oldenburg) eine kritische Würdigung der theoretischen Beiträge, die Günter Wiegelmann 1990 und in zweiter Auflage 1995 unter dem Titel „Theoretische Konzepte der Europäischen Ethnologie“ zusammengestellt hat, aus der Sicht des Geschichtswissenschaftlers. Hinrichs kommt damit einer Aufforderung zum interdisziplinären Dialog nach, die Helmut Ottenjann speziell an die Historiker gerichtet hatte. Für Hinrichs sind es nicht die im Buch vorgestellten Ansätze zur Modellbildung, denen er als Historiker etwas abgewinnen kann - vielleicht weil er in ihnen mehr Erstarrung sieht, als es dem Rezensenten gerecht erscheint -, als vielmehr die Beiträge Wiegelmanns zur regionalen Gliederung der Kultur und zur Kulturraumforschung, die die moderne Regionalgeschichte zu ihrem eigenen Nachteil bisher kaum beachtet habe.

Alles in allem eröffnet sich dem Leser mit dem vorliegenden Band für viele Themenbereiche eine reiche Fundgrube anregender Forschungen.

Thomas Schürmann

Gerd Steinwascher (Hg.), Krieg – Konfessionalisierung – Westfälischer Frieden, Das Emsland und die Grafschaft Bentheim in der Zeit des spanisch-niederländischen und des Dreißigjährigen Krieges (Emsland, Bentheim: Beiträge zur Geschichte; Bd. 14)

Das Jubiläumsjahr des Westfälischen Friedens hat neben einer großen Ausstellung auch zahlreiche regionale Untersuchungen zu den Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges hervorgebracht. Dazu zählt auch die von Gerd Steinwascher herausgegebene Aufsatzsammlung, die einen zeitlich weit gespannten Blick auf die Epoche der Konfessionalisierung in der Grafschaft Bentheim, im Niederstift Münster und in der Grafschaft Lingen wirft. Für diesen Raum an der Peripherie des Zeitgeschehens galt, wie Steinwascher in seiner thematischen Einführung herausstellt, „daß man vom Krieg zwar nicht verschont blieb, aber auch nicht verheert wurde“ (9). So gelingt es dann Peter *Veddeler* in einem umfangreichen Beitrag über „Die Grafschaft Bentheim im Dreißigjährigen Krieg“ zu zeigen, daß hier wie in vielen Teilen Norddeutschlands die Belastungen durch Kontributionen, Durchzüge und Einquartierungen den eigentlichen „Schrecken“ des Krieges ausmachten. Seine Studie ist allerdings auch ein Beispiel dafür, wie leicht eine nicht von übergreifenden Problemstellungen strukturierte Lokalgeschichte über weite Strecken zum fraglosen Quellenreferat gerät. Heiner *Schüpp* korrigiert in seinem Aufsatz über das Amt Meppen ebenfalls das von der älteren Sekundärliteratur verbreitete Bild von den Kriegsverwüstungen und kommt zu dem Schluß, daß „die unmittelbaren Auswirkungen der kriegerischen Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges für Leib und Leben der Bevölkerung „... zahlenmäßig nicht so gravierend“ (155) waren. Für die langfristige Prägung der Region wesentlich bedeutsamer als die Kriegereignisse waren daher die Prozesse der Gegenreformation, denen Franz *Bölsker-Schlicht* in einer außerordentlich gelungenen Studie über das Amt Meppen nachgeht. Gestützt vor allem auf die Dissertation von Werner Schwegmann über die Visitationen beschreibt Bölsker-Schlicht die Rekatholisierung als langanhaltenden konsequenten Prozeß der konfessionellen (und damit auch administrativen) Durchdringung der Region. Stimmen des Widerstands gegen diese Durchsetzung der katholischen Konfession in dem für einige Jahrzehnte fast vollständig der lutherischen Lehre zugewandten Niederstift Münster läßt Christian *Hoffmann* in seinem Beitrag über den

„Streit über das geltende Reichsrecht“ vor allem aus den Kreisen des Adels zur Sprache kommen. Anders als in den Kirchengemeinden, in denen die Rekatholisierung als obrigkeitliche Zwangsmaßnahme binnen weniger Jahrzehnte abgeschlossen werden konnte, „war die Gegenreformation ... bei den Adelsfamilien in den Ämtern Cloppenburg, Meppen und Vechta ... ins Leere gestoßen“ und hatte auch zu Anfang des 18. Jahrhunderts lediglich zu einem „friedlichen Nebeneinander“ einer katholischen Mehrheit und einer lutherischen Minderheit geführt (269). Am Schluß des Bandes steht eine reich illustrierte Untersuchung von Andreas *Eijnck* über „Die Festung Lingen in der Druckgraphik des 17. Jahrhunderts“, die den Leser mit Ansichten von Wällen und Gräben wieder unmittelbar in das kriegerische Geschehen der Zeit zurückführt. Insgesamt ist auf diese Weise eine neue Grundlage für die regionalgeschichtliche Erforschung der Epoche der Konfessionalisierung in der Region Emsland/Bentheim geschaffen worden, die nunmehr geradezu danach verlangt, in Einzelstudien zum Alltagsgeschehen der Zeit, zu den Spielräumen und Wahrnehmungen der Zeitgenossen dieser ereignisreichen Jahrzehnte fortgesetzt und vervollständigt zu werden.

Karl-Heinz Ziessow

Schaufenster Geschichte Landkreis Vechta, herausgegeben vom Landkreis Vechta, 1. Ausgabe 2000, ISBN 3-9804776-6-5, 255 S.

Der Landkreis Vechta nahm den Schritt in ein neues Jahrtausend zum Anlaß eine Ausstellung zusammenzustellen zum Thema „3000 Jahre unsere Heimat – Aufbruch ins 3. Jahrtausend“. Diese Ausstellung wurde vom 30. Juni bis zum 15. September im Kreishaus in Vechta gezeigt. Anliegen der Kreisverwaltung war es, das Interesse der Bevölkerung an der Geschichte des Landkreises Vechta zu wecken. Diese Geschichte wird von einer Unzahl von Personen und Ereignissen gebildet, von denen einige ausgewählt und in der Ausstellung vorgestellt wurden, weil sie die Entwicklung unserer Region maßgeblich beeinflusst haben. Dabei sollte auch deutlich werden, wie unsere Vorfahren gelebt und gearbeitet und wie sich ihre Lebensbedingungen gewandelt haben.

Die Tore der Ausstellung sind geschlossen. Geblieben ist das Begleitbuch zur Ausstellung, an dessen Erarbeitung ausgewiesene Fachleute beteiligt waren. Der anvisierte Zeitraum von 3000 Jahren wird in zehn großen Schritten durchleitet, d.h. zehn Abschnitte versuchen des Lesers Aufmerksamkeit auf Personen, Ereignisse und Entwicklungen einer bestimmten Epoche zu lenken, die im wesentlichen den bekannten Geschichtsperioden angeglichen sind.

Den Vorhang zur „Vorgeschichte bis zur Völkerwanderungszeit“ ziehen Dr. Jörg Eckert und Andreas Selent beiseite und vermitteln dabei die Erkenntnis, daß es in unserer Region schon eine geraume Zeit vor dem ausgewählten Zeitraum von 3000 Jahren eine Geschichte von und mit Menschen gegeben hat. Von der römischen Kaiserzeit an läßt sich die Geschichte schon an Namen wie Varus und Arminius festmachen, deren folgenreiche Auseinandersetzung nur wenige Kilometer südlich vom Landkreis Vechta in Kalkriese stattfand.

Im zweiten Abschnitt vermittelt Prof. Dr. Bernd Ulrich Hucker einige Informationen zum Themenbereich „Sachsen – Karl der Große – Widukind – Christianisierung“. Bei der Erläuterung der sächsischen Stammesgliederung werden der Lerigau und der Dersagau als den heutigen Landkreis Vechta abdeckende kleinräumige Siedlungsgebiete der Sachsen angesprochen. Die Bedeutung der Missionszelle Visbek und ihres Abtes Gerbert/Castus wird ebenso erläutert wie die des Alexanderstiftes in Wildeshausen.

„Grafen – Ritter – Bürger – Bauern“ ist der dritte Abschnitt überschrieben, dessen Bearbeitung auch in der Federführung von Prof. Dr. Bernd Ulrich Hucker lag. Er stellt die Herrschaft der Grafen von Calveslage/Ravensberg und ihre Rolle bei der Entwicklung des Markortes wie der Stadt Vechta vor. Er weist auf die Bedeutung von Burgen zur Absicherung einer Herrschaft hin und schildert das Entstehen von Herrschaftsstrukturen wie das des niederen Adels, der die

Herrschaft vor allem ausübte. Das aber war im wesentlichen die Rechtsprechung, für die das Gericht zum Desum und der Sachsenspiegel in unserer Region gleichsam Sinnbild waren. Die Bevölkerung der Herrschaft Vechta bestand aus Bauern. Ihre Abhängigkeiten, ihr Wirtschaften, ihre Lebensweise und ihre Aufteilung nach der jeweiligen Hofesqualität wird erläutert. Bei der Lektüre dieses Abschnittes verwirren den Leser die beigegefügt Bilder. Stimmen sie mit den Bildunterschriften überein?

Axel Fahl-Dreger und Peter Sieve haben den vierten Abschnitt zusammengestellt, der Informationen enthält zu „Niederstift Münster – Reformation – Rekatholisierung – 30jähriger Krieg“. Mit dem Erwerb des tecklenburgischen Amtes Cloppenburg im Jahre 1400 konnte der seit 1252 schon von Münster aus regierte alte Ravensberger Besitz in Vechta, im Emsland und im Hümmling zusammengefaßt werden zum Niederstift Münster, das von den drei Ämtern Cloppenburg, Meppen und Vechta gebildet wurde. Die Reformation wurde im Jahre 1543 vom kirchlich zuständigen Bischof von Osnabrück, dem Sieger über die münsterschen Wiedertäufer, Franz von Waldeck, eingeführt. Die Gegenreformation wurde eingeleitet 1613 von der weltlichen Landesherrschaft, ausgeübt vom Kurfürsten Ferdinand von Köln, einem wittelsbacher Prinzen, der auch Fürstbischof von Münster war. Zur Festigung des katholischen Bekenntnisses im Niederstift legte den Grund Fürstbischof Bernhard von Galen (1650-1678), der dafür sorgte, daß das Niederstift kirchenrechtlich von Osnabrück an Münster überschrieben wurde. Dieser Bischof veranlaßte im Rahmen seiner Maßnahmen zum Aufbau eines absolutistischen Staatswesens auch den Ausbau Vechtas zu einer Festungsstadt. Daß der Dreißigjährige Krieg, dessen Geschehen jahrgangsweise geschildert wird, noch lange fortwirkende katastrophale Folgen im Bereich des Landkreises Vechta zeitigte, wird deutlich an der Schuldenlast, mit der sich die Kirchspiele wie auch viele Hoferben herumplagen mußten.

Ausgehend von einer Beschreibung des alten münsterschen Amtes Vechta, geht Peter Sieve im fünften Abschnitt ein auf die gewaltigen Veränderungen, die im Gefolge der Säkularisierung zu Beginn des 19. Jahrhunderts eintraten, und es hieß, „Vechta kommt zu Oldenburg“. Peter Sieve streift die Franzosenzeit mit ihrer radikalen Modernisierung von Rechtsprechung und Verwaltung. Er erwähnt die Aufhebung des alten Franziskanerklosters und seine Umwandlung in ein Gefängnis, den Fortbestand des von den Mönchen schon ein Jahrhundert lang betriebenen Gymnasiums Antonianum sowie die Einrichtung des Bischöflichen Offizialates als Oberbehörde mit weitgehenden Vollmachten für die Jurisdiktion in der katholischen Kirche und die Eröffnung der Normalschule als Ausbildungsstätte für katholische Lehrer, aus der sich letztlich die derzeitige Hochschule entwickelte. Selbstverständlich würdigt Peter Sieve auch Carl Heinrich Nieberding (1779-1851), der in jener Zeit des Umbruchs eine hervorragende Rolle bei der Entwicklung des Landes einnahm.

Helmut Göttke-Krogmann, Bernd Ammerich und Werner Tauchert informieren im sechsten Abschnitte über „Landesausbau – Verkehrswege – frühe Industrialisierung“. Sie liefern einen interessant bebilderten Bericht über die Verkehrswege von der vorgeschichtlichen Zeit bis in die Zeit der Dampfeisenbahn. Es wird deutlich, daß es die Eisenbahn war, die den Anstieg einer intensiveren Produktion in der hiesigen Landwirtschaft bewirkte und für die ersten Industriebetriebe die wesentliche Voraussetzung einer wirtschaftlich aussichtsreichen Entwicklung war.

„Alltag auf dem Lande – Markenteilung – Auswanderung“ ist der siebte Abschnitt überschrieben. Darin thematisieren Prof. Dr. Franz Bölsker-Schlicht und Dr. Jürgen Kessel das Heuerlingswesen, die Markenteilung und die Auswanderung. Das Augenmerk des Lesers wird vor allem auf die besitzlose Schicht der Heuerleute gelenkt, die zur Sicherung ihres Lebensunterhalts über die Landarbeit hinaus häuslichen Nebenerwerb betrieben, als Saisonarbeiter vor allem nach Holland wanderten oder sich als Seeleute zum Fischfang verdingen mußten. Ausgenommen, ja benachteiligt von den Ergebnissen der Markenteilung, sahen viele Heuerleute eine Besserung ihrer Lage allein in der Auswanderung.

Im achten Abschnitt geben Engelbert Hasenkamp und Andreas Kathe einen Überblick über „Kriege im 19. und 20. Jahrhundert“. Sie berichten dabei jeweils von der bei Ausbruch des Krieges 1870/71, des Ersten und Zweiten Weltkrieges herrschenden Stimmung, den jeweiligen Kriegslasten und -folgen. Dem Abschnitt angehängt wurde eine Beschreibung der Fliegerhorste Vechta und Vörden-Wittenfelde.

Das Thema „Weimarer Republik und Nationalsozialismus“ behandeln Prof. Dr. Joachim Kuropka und Rudolf Willenborg im neunten Abschnitt. Dabei wird das Geschehen um die Wahlen der Jahre 1932 und 1933 beleuchtet und die an Heftigkeit zunehmende Auseinandersetzung zwischen Partei und Kirche geschildert. „Das Oldenburger Münsterland ist politisches Notstandsgebiet und Kampfgebiet im wahrsten Sinne des Wortes.“ Diese Feststellung des Gauleiters Carl Röver aus dem Jahre 1938 verrät zumindest Unzufriedenheit mit der nationalsozialistischen Gesinnung im Lande. Wie die Autoren darlegen, gab es mutige Männer und Frauen, Vorbilder wie den Offizier Franz Vorwerk oder den Bischof Clemens August Graf von Galen, und es gab den erfolgreichen Kampf um das Kreuz in der Schule. – Die Berichte lassen beim nachdenklichen Leser die Frage aufkommen: Warum blieb in dieser Auseinandersetzung die Partei letztlich Sieger, und warum gab es 1944 dann doch keine Kreuze mehr in der Schule?

Der „Wiederaufbau nach dem 2. Weltkrieg“ wird von Prof. Dr. Hermann von Laer, Michael Hirschfeld, Werner Tauchert und Wilko Engelkes im letzten Abschnitt dargestellt. Die Aufnahme, Versorgung und Integration der Vertriebenen in den kirchlichen Gemeinden und weltlichen Kommunen wird geschildert, die Entwicklung der Pädagogischen Hochschule zur derzeitigen Hochschule in groben Umrissen nachgezeichnet. Ausführlich wird über den Kampf zur Erhaltung des Landkreises Vechta berichtet. Von besonderem Interesse sind die Daten und Beurteilungen zur Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur, die zusammengefaßt folgende knappe Aussage ergeben: Vechta ist ein junger Kreis mit einer allgemein hohen Lebensqualität und einer außerordentlich hohen Industriedichte.

Heinrich Havermann

Fritz Warnke, Der Brückenkopf Edewechterdamm – Die Kämpfe im Raum Edewecht April 1945, Edewecht 2000, 145 S.

Der in Pommern geborene Verfasser und Herausgeber Fritz Warnke war im April 1945 als Soldat bei den Kämpfen um den Brückenkopf Edewechterdamm eingesetzt. Nach der Entlassung aus englischer Kriegsgefangenschaft kam er nach Westerschops und heiratete einige Jahre später eine Edewechterin.

Die Ereignisse „850 Jahre Edewecht“ und „55 Jahre nach Kriegsende“ waren für ihn – so sein Vorwort – Anlaß, die *schrecklichen Kriegstage vom April 1945, die unsere Heimatgemeinde erleben mußte, noch einmal genauer aufzuarbeiten*. Das ist ihm vor allem durch die Auswertung der Kriegstagebücher der an den Kämpfen im Raum Edewecht beteiligt gewesenen kanadischen Truppen und durch Berichte deutscher Zeitzeugen gelungen. Schwerpunkte der Darstellung sind dabei die schweren Kämpfe um den Brückenkopf Edewechterdamm, den kanadische Einheiten nach der Einnahme der Stadt Friesoythe (14. April 1945) in den frühen Morgenstunden des 17. April 1945 nach Überquerung des Küstenkanals mit Booten bilden und in der Nacht zum 19. April 1945 durch den Bau einer Brücke festigen konnten, sowie die folgenden verlustreichen Kampftage bis zur Besetzung des Ortes Edewecht am 27. April 1945. Der Verfasser will mit seiner Beschreibung nachfolgende Generationen mahnen, ständig für den Frieden einzutreten. Die mitgeteilten Zahlen unterstreichen die hoffentlich nachhaltige Bedeutung dieser Mahnung. Als Bilanz der Schreckstage wird mitgeteilt, daß in Edewechterdamm 68 und im Gemeindebereich Edewecht 234 deutsche Soldaten gefallen und in der Edewechter Zivilbevölkerung 104 Tote zu beklagen sind. Zu den Verlusten der kanadischen Truppen wird erwähnt, daß genaue Angaben nicht zu ermitteln seien, aber in Osterscheps 84 gefallene Soldaten bestattet waren, die später umgebettet wurden. Einem

Bericht der Gemeinde Edewecht ist ferner zu entnehmen, daß 373 Wohnhäuser und 632 landwirtschaftliche Gebäude total beschädigt sowie 473 Wohnhäuser und 815 landwirtschaftliche Gebäude teilbeschädigt und daß ferner an drei Schulgebäuden, zwei Spritzenhäusern und vierzig Brücken Totalschäden sowie an sieben Schulgebäuden, zwei Spritzenhäusern, zwei sonstigen Gemeindegemeinschaften und fünfzehn Brücken Teilschäden verursacht wurden.

Die Literaturhinweise sind leider sehr knapp ausgefallen. Das mag auch verständlich sein, soweit „zahlreiche Ortseinwohner“ und „viele Soldaten“ Auskunft gegeben haben. Soweit aber „Angaben, Karten und Bilder aus Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte, Tageszeitungen und Heimatchroniken verwendet“ wurden, wären genauere Quellenangaben, die sich nur vereinzelt im Text finden, für die geschichtlich interessierten Leser hilfreich gewesen.

Ferdinand Cloppenburg

St.-Aloysius-Kirche in Höltinghausen, Festschrift zum 75jährigen Bestehen, herausgegeben von der Kirchengemeinde Höltinghausen, 96 S.

In einer reichbebilderten Festschrift haben Bernd Grieshop und Ludger Meyer die Gründe und Hintergründe beschrieben, die zum Bau der Kirche in Höltinghausen führten sowie die wichtigsten Ereignisse im kirchlichen Leben des Ortes festgehalten. Schlechte Wege und die Entfernung zum nächsten Gotteshaus in Emstek hatten bereits vor dem Ersten Weltkrieg den Wunsch nach einer eigenen Kirche aufkommen lassen. Aber erst 1924 konnte man mit den Vorarbeiten beginnen und plante den Bau in der Ortsmitte, in unmittelbarer Nachbarschaft zur Schule. Am 2. Dezember 1926 konnte das Gotteshaus - ein neubarocker Backsteinbau mit zwei Türmen - feierlich auf das Patrozinium des hl. Aloysius von Gonzaga eingeweiht werden. Aufschlußreich der Bericht über die Finanzierung. Der Kostenvoranschlag für den geplanten Kirchenbau betrug 24.000 Mark. Hatten die Höltinghauser Bürger ihre Opferbereitschaft bewiesen und für damalige Zeiten hohe Geldsummen gezeichnet, so konnten sie den Zahlungen später nicht nachkommen. So wird ein Stück Lebensgeschichte der Voreltern der jetzigen Generation und ein Bild der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts vermittelt, das durch Krieg und Inflation gekennzeichnet war. Die Autoren haben die Geschichte der Kirche, vom Bau bis in unsere Tage, erkundet und niedergeschrieben und berichten weiter über die kirchlichen Einrichtungen wie Kindergarten, Pfarrzentrum, Friedhof sowie die Umbauten und Veränderungen im allgemeinen. Für Höltinghauser Bürger ist die Festschrift ein Buch der Erinnerungen, für Heimatkundler ein aufschlußreiches Werk über die Kirchen und ihre Geschichte der jüngeren Zeit.

Heinz Strickmann

75 Jahre St. Josef Beverbruch 1925-2000, Festschrift zum Jubiläum der Kirchengemeinde, herausgegeben von der Kirchengemeinde St. Josef Beverbruch, 108 S.

Das lange Bemühen um ein eigenes Gotteshaus, das vor 75 Jahren in Beverbruch errichtet wurde, wird in einer reichbebilderten Festschrift dokumentiert, die Norbert Högemann redaktionell betreute. Bereits 1837 hatten die ersten 27 Siedler der neuen Kolonie den Wunsch, eine Kirche zu bauen, um ihrer Sonntagspflicht genügen zu können. Der lange Weg durch die Instanzen - er führte zu Ablehnungen, Protesten und sogar zu Kirchenaustritten - endete 1923 in dem Beschluß des Kapellenbauvereins, ein Gotteshaus zu bauen. Ohne die Erlaubnis bzw. Einwilligung des Offizialates in Vechta abzuwarten, befaßte man sich mit den Planungen und kaufte auch sogleich Baumaterialien. Am 9. Juni 1925 konnte Pfarrer Piening, nachdem Vechta erst nach Verzögerung die Erlaubnis zur Feier des Gottesdienstes in der neuen Kirche erteilt hatte, die Weihe auf das Patrozinium des hl. Josef vornehmen. Neben einer geschichtlichen Entwicklung der Kirchengemeinde enthält das Buch auch zahlreiche Beiträge aus dem aktiven Leben der Gruppen und Institutionen des Beverbrucher Raumes sowie der kirchlichen Einrichtungen.

Heinz Strickmann

50 Jahre St. Dominikus Schützenbruderschaft Hoheging, Kellerhöhe, Bürgermoor 1950-2000, Festschrift herausgegeben von der Schützenbruderschaft, 102 S.

Typographisch ausgezeichnet gestaltet, stellt die Schrift wegen den vielen Bilder ein „Album der Erinnerungen“ dar. Sie dokumentiert die Geschichte eines halben Jahrhunderts sowohl der Bruderschaft, die das Gemeinschaftsleben stark mitgeprägt hat, als auch das der drei Ortschaften. Eingehend auf die Historie und Entwicklung der Schützenbruderschaften im allgemeinen, wird hingewiesen auf die Entstehung der St. Dominikus Schützenbruderschaft, die alle Einwohner der drei Ortschaften vereinigt. Fünf Jahrzehnte „Ortsgeschichte“ werden in Erinnerung gerufen. Vom ersten Schützenfest 1950 bis zum Schützenfest 1999/2000 sind alle Könige mit ihrem Thron bildlich festgehalten, ebenso die Kinderkönige mit Gefolge vom ersten Kinderschützenfest 1972 bis heute. Für die Bürger der drei Ortschaften, die politisch zur Stadt Cloppenburg, zur Gemeinde Garrel und zur Gemeinde Emstek gehören, ist es ein schönes Werk ihrer „Lokalhistorie“ der letzten fünf Jahrzehnte.

Heinz Strickmann

150 Jahre Christ-Königs-Bruderschaft Höltinghausen e.V., Festschrift, herausgegeben von der Schützenbruderschaft, 184 S.

Ein aufwendiges Buch, das die Christ-Königs-Schützenbruderschaft Höltinghausen zu ihrem Jubiläum herausgegeben hat. Die Redaktion oblag Bernhard Grieshop und Ludger Feldhaus, die auf ein Festbuch, das zum 125jährigen Bestehen 1975 erschienen war, zurückgreifen konnten. Sie haben es um weitere 25 Jahre ergänzt und erweitert. Textlich gesehen ist das Werk auf das Schützenwesen des Ortes zugeschnitten, bildlich betrachtet ist es ein lokales Fotoalbum, in dem sich fast alle Bürger Höltinghausens wiederfinden. Zur Gründung des Schützenvereins wird berichtet, daß es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts häufig in hiesiger Gegend zu Überfällen, Plünderungen und Brandstiftungen gekommen sei. Auch vor Mord und Totschlag seien diese Banden nicht zurückgeschreckt. Aus diesem Grund habe um 1849 der damalige Emsteker Vogt Cornelius zu einer Versammlung eingeladen und angeregt, Ortswehren zu gründen. Dies sei geschehen, und das sei dann die Geburtsstunde des Schützenvereins gewesen. Berichtet wird über die Schützenfeste und Unterbrechungen dieser durch die Kriege. 1935 schloß sich der Schützenverein Höltinghausen, Halen, Hoheging dem Schützenverband der Erzbruderschaft vom hl. St. Sebastianus an. Eine für Juli 1935 geplante große Schützenwallfahrt nach Bethen wurde von der NS-Regierung mit der Begründung verboten, daß die kirchlichen Schützenvereine keine Daseinsberechtigung mehr hätten, weil sie dem nationalsozialistischen Bestreben nach Entkonfessionalisierung des öffentlichen Lebens widersprachen. Auch die Nachkriegsgeschichte begann nicht glorreich. Aus dem Protokollbuch entfernten Besatzungssoldaten 38 Blätter, und das Kontoguthaben wurde gesperrt. Die Gewehre mußten abgeliefert werden, doch sie waren bereits vorzeitig beiseite geschafft worden. 1950 trat Hoheging aus der Bruderschaft aus und gründete einen eigenen Verein, ebenso 1976 Halen. Wer sich für das heimische Schützenwesen interessiert, findet in dem Höltinghauser Festbuch eine aufschlußreiche und interessante „Schützenhistorie.“

Heinz Strickmann

Die Lohner Straßennamen, dargestellt und erläutert von Benno Dräger und Bruno Huhnt, herausgegeben vom Heimatverein Lohne und von der Stadt Lohne, 120 S.

Eine umfassende Beschreibung der Straßennamen der Stadt Lohne hat der Heimatverein erarbeitet, die vielfältiges Wissen über die Geschichte der Stadt vermittelt. Im 90,76 qkm großen Gebiet der Stadt Lohne gibt es 432 bezeichnete Straßen und Wege. Deren Namen zu deuten, war häufig recht einfach, mitunter aber auch schwer und fast schier unlösbar. Der Sinn bzw. die Bedeutung einiger weniger Straßenbezeichnungen konnte leider nicht geklärt werden. Zur Ein-

führung gibt es einen historischen Überblick, der durch alte Stadtpläne bereichert wird. Beim Studium der Straßennamen wird deutlich, daß die Namensgebung den Zweck hat, die Erinnerung an berühmte Bürger Lohnes, an Einrichtungen und an Landschaften, wie Teiche, Flure, Kämpfe, Denkmäler usw. wach zu halten. Daß sich im Laufe der Zeit oder durch Unkenntnis, die Namen in der Schreibweise und dadurch in der Bedeutung veränderten, mag folgendes Beispiel zeigen. „Der Bohnenkampsweg ist ein Fußgängerweg, über dessen Namen es zwei Versionen gibt: a) Der Weg hat seinen Namen durch ein Mißverständnis erhalten. Der Likörfabrikant Hermann Trenkamp, der in der Nachbarschaft wohnte und in seiner Likörfabrik an der Bahnhofstraße den bekannten Trenkampschen Boonekamp herstellte, hat den Weg, auf dem er zu seiner Likörfabrik ging, immer wieder den «Boonekampsweg» genannt. Offensichtlich wurde bei der Namensgebung - da die Vorgeschichte nicht mehr bekannt war - aus dem «Boonekampsweg» der «Bohnenkampsweg». b) Hermann Trenkamp, der Sohn des oben genannten Likörfabrikanten, führt die Bezeichnung darauf zurück, daß auf diesem Kamp oft dicke Bohnen angebaut wurden.“ - so ist zu lesen. Am Schluß des Buches, das ein echtes heimatkundliches „Geschichtswerk“ darstellt, sind die Straßennamen nach Gruppen eingeteilt. Das Buch ist nicht nur für Lohner Bürger interessant, sondern gibt auch Heimatkundlern und all denen, die sich mit der Straßenenennung beruflich befassen müssen, vielerlei Anregungen.

Heinz Strickmann

75 Jahre Katholische Kirchengemeinde St. Michael Kneheim, Eine Chronik, herausgegeben von Aloys Landwehr, August Lanfermann und Bernd Bahlmann unter Mitarbeit von Hildegard Burrichter, Paul Moorbrink, Christa Niemann, Marion Niemann und Hans-Bernhard Pille im Auftrag der Pfarrgemeinde St. Michael, 464 S., 48,- DM

Ein umfassendes lokales Geschichtsbild der Ortschaft Kneheim, Gemeinde Lastrup, haben die Autoren anlässlich des 75jährigen Kirchenjubiläums erarbeitet und auf den Markt gebracht. So stießen die Autoren bei ihren Forschungen auf den Namen „Knem“ in Akten aus dem Jahre 1175 und können somit auch das 825jährige Ortsjubiläum begehen. Damals wurde die Bauerschaft als Besitz des tecklenburgischen Grafen Simon urkundlich erwähnt. 1225 tauchte der Name Kneheim im Zusammenhang mit einem Ritter Wernerus de Knehem auf. Der Haupthof in Kneheim war nämlich der Stammsitz der Ritter von „Knehem“, „Kneehem“, „Kneham“. Ein Gräberfeld, Urnen und andere Fundstücke beweisen, daß die Region Kneheim und Umgebung bereits vor 2000 bis 2500 Jahren bewohnt war. Eine Fliehburg, im Volksmund als Bleiburg bezeichnet, soll in Kriegszeiten und besonders während des Dreißigjährigen Krieges den Bürgern und Bauern Kneheims mit ihrem Vieh Zuflucht und Sicherheit gegeben haben. Berichtet wird in dem Buch auch über das Kneheimer Wappen, das sich nicht nur auf dem Kobrinckschen Epitaph in der Altenoyther Kirche, sondern auch auf dem Epitaph des Asser von Langen im Bremer Dom befindet. Einem alten Einwohnerverzeichnis von 1473 zufolge hatte Kneheim damals 48 Einwohner über zwölf Jahre und war damit die größte Bauerschaft im Amt Cloppenburg. Ausführlich berichtet die Chronik über die Geschichte der Kirchengemeinde St. Michael. Kneheim gehörte zur Pfarrgemeinde St. Andreas Krapendorf. 1801 wurde Kneheim Kapellengemeinde, und die Einwohner bauten ein kleines Gotteshaus. Nun war man nur noch in wichtigen Entscheidungen von St. Andreas abhängig. Am 25. September 1801 erhielt der Dechant in Cloppenburg die Erlaubnis, die neue Kapelle einzuweihen. 1924/25 wurde die Kaplanei zu einer Pastorenwohnung umgebaut, und als dann auch noch ein Friedhof angelegt werden konnte, waren alle Voraussetzungen für die Erhebung zur Pfarrgemeinde gegeben. Nachzulesen ist auch über die baulichen Erweiterungen und Veränderungen des Gotteshauses und über die kirchlichen Einrichtungen, Vereine und Verbände sowie die in Kneheim tätigen Geistlichen und die aus dem Orte stammenden Priester, Ordensleute und Ordensschwwestern. Untergliedert in zwölf Kapitel und angereichert durch ca. 150 Fotos wird die gesamte Geschichte des Kirchdorfes dokumen-



tiert und lebendig geschildert. Im Anhang befindet sich eine Familienchronik, in der alle Familien aufgeführt werden und ihr Haus bzw. Anwesen im Bild vorgestellt wird. Die Chronik, die nur in einer kleinen Auflage von 650 Exemplaren gedruckt wurde - sie dürfte das Interesse zahlreicher Heimatkundler wecken - wird bald vergriffen sein.

Heinz Strickmann

Benno Dräger, Irmtraud Rießelmann, Alfred Weghoff, In Lohne zu Hause, Bildband, herausgegeben vom Heimatverein Lohne, 128 S., 39,80 DM

Einen typographisch hervorragenden Bildband hat der Heimatverein Lohne im Dezember 1999 in einer Auflage von 2.500 Exemplaren herausgegeben und unlängst in zweiter Auflage nachgedruckt. Gegliedert ist das farbige „Bilderbuch“ in vier Kapitel: Landschaftsbilder, Stadtansichten, Leben in Lohne und Arbeiten in Lohne. Die erläuternden, leicht verständlichen Texte stammen aus der Feder des Heimatvereinsvorsitzenden Benno Dräger, das Layout und die Gestaltung oblag Irmtraud Rießelmann, und die Fotos machte Alfred Weghoff. Eindrucksvoll sind die Landschaftsbilder, die das für Lohne typische Moor vorstellen. Felder, Wiesen, Bauerngehöfte, Bauten und Baudenkmäler sowie außergewöhnliche Details am Wege künden vom Zauber der Natur in der Region. Stadtansichten nennen die Herausgeber den zweiten Teil des Buches und stellen darin von Menschen belebte Straßen, Plätze, verborgenes Leben in Lohne, Kirchen und öffentliche Einrichtungen vor. Zum Vergleich wurde ein sechs Seiten starker Anhang „Alte Ansichten in Lohne“ hinzugefügt. Lebendig gestaltet ist das Leben in Lohne mit Festen und Feiern, sportlichen und gesellschaftlichen Veranstaltungen und den zahlreichen kulturellen Ereignissen. Die Bilder erzählen „Marktgeschichte“, berichten von Schützenfest und Kirmes, von Freizeitvergnügen sowie kirchlichen Feiern und Traditionen. Bunt wie die Bilder ist auch das Arbeiten in Lohne. Im Industriemuseum werden fotografisch alte Arbeitsmethoden in Erinnerung gerufen sowie Produkte und Betriebseinrichtungen verschiedener Firmen vorgestellt. Ein repräsentativer Bildband, ein Heimatbuch, das anschaulich macht, wie schön Lohne ist und was die Stadt zu bieten hat.

Heinz Strickmann

100 Jahre St-Jakobus-Kirche Ramsloh – Kirchweihjubiläum, herausgegeben von der katholischen Pfarrgemeinde St. Jakobus Ramsloh 1999, Redaktion Franz Strotmann, 220 S.

Zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts wurde in Ramsloh eine Kirche im neugotischen Stil errichtet, die am 24. Oktober 1900 vom damaligen Bischof von Münster, Dr. Hermann Dingelstad, geweiht wurde. Zur Jubiläumsfeier im Jahre 2000 nahm die Pfarrgemeinde nicht nur die Anstrengung einer aufwendigen Renovierung der Kirche auf sich, sie veröffentlichte auch eine Schrift, die vom Kirchenbau vor hundert Jahren berichtet, vom Saterland und seiner Christianisierung sowie vom Leben der Gemeinde in vergangenen Tagen und in der Gegenwart erzählt. Nicht eine Chronik soll das reich bebilderte Buch sein. Nach dem Geleitwort des Pfarrers Hubert Moormann soll es vielmehr versuchen, darzulegen, was es heißt, Kirche in einer Gemeinde zu leben.

Da aber die Kirche und die Gemeinde von Ramsloh eine Vorgeschichte haben, schildert Franz Strotmann in knapper Form die Siedlungsgeschichte, die Missionierung und die weitere kirchliche Entwicklung des Saterlandes. Urkundlich wurde die Kirche von Ramsloh erstmals 1420 erwähnt. Ausdrücklich weist Franz Strotmann darauf hin, daß den Pfarrgemeinden des Saterlandes das Recht der Wahl ihrer Pfarrer zugestanden habe. Interessant sind die Ausführungen zum Jakobus-Patrozinium, das es im ehemaligen Niederstift Münster nur noch in Lutten und Sögel, in Friesland aber an zahlreichen Orten gab.

Ein nachhaltiger Rückblick wird auch der alten Kirche gewidmet, die aus dem 12. Jahrhundert stammte, wie man einer Balkeninschrift entnehmen konnte, die beim Abbruch im Jahre 1898 entdeckt wurde. Den Bildern nach war die alte Jakobus-Kirche zu Ramsloh ein einfacher Zie-

gelbau, der mit seinem gedrungenen Turm und den kleinen Fenstern den Eindruck eines burgartigen Bauwerks erweckte. Franz Willenbrink, der Pfarrer von Ramsloh während des Baus der neuen Kirche war, bemerkte zur alten Kirche: „...Wer die Kirche kurz vor ihrem Abbruch, Ende des Jahres 1898 sich ansah, der konnte ein gewiß berechtigtes Gefühl der Wehmut nicht unterdrücken, daß ein Bau, der so viele Jahrhunderte überdauerte, an dem, man kann sagen, die ganze Geschichte der Einwohner des Saterlandes vorübergegangen war, nun auch vom Erdboden verschwinden sollte. Allerdings nicht das Verschwinden eines schönen Bauwerks war zu beklagen, vielmehr das altehrwürdige, das geschichtlich merkwürdige, das stumme, doch beredete Denkmal alter Zeiten mußte abgetragen werden, um an seiner Stelle einem kunst- und stilgerechten Bauwerk Raum zu bieten...“

Ausführlich wird dann über den Neubau berichtet, zu dessen Errichtung alle Spenden willkommen waren und sorgfältig notiert wurden – von der Spende eines Kegelklubs in Höhe von 85 Pfennigen bis zur Gabe einer wohlhabenden Familie, die 15.000 Mark zum Bau beisteuern konnte. Dokumente aus der Bauakte und Zeitungsberichte vom Kirchenbau wie auch von seiner Einweihung vervollständigen das Bild einer Gemeinde, die offensichtlich einmütig den Bau ihrer neuen Kirche betrieb und so spendenfreudig war, daß nach Fertigstellung des Gotteshauses noch eine Restsumme übrigblieb. Besonders interessant ist die aus verschiedenen Bauakten abzuleitende Tatsache, daß vor hundert Jahren in Ramsloh der weltliche Gemeinderat die Funktion des Kirchengremiums wahrnahm und daß in diesem Gremium der Amtshauptmann von Friesoythe den Vorsitz führte.

Erfreulicherweise wird die vor hundert Jahren neu errichtete St-Jakobus-Kirche ausführlich vorgestellt. Grundriß, Ausmalung und Ausstattung werden in Wort und Bild beschrieben. Besondere Aufmerksamkeit verdient das noch aus der alten Kirche stammende Sakramentshäuschen und der Taufstein, ein Geschenk des damaligen oldenburgischen Großherzogs.

Das Büchlein enthält ferner eine informative Übersicht über die bisherigen Pfarrer von Ramsloh sowie über die aus Ramsloh stammenden Geistlichen und Ordensleute. Spannend geschrieben ist der Bericht über den Saterländer Benediktinermissionar Eilert Busch, der 1915 in Ostafrika verstarb.

Wird auf 128 Seiten auf Vergangenes eingegangen, so enthalten fast hundert Seiten Informationen aus dem Leben der heutigen Pfarrgemeinde. Die aktuellen Daten verraten, daß auch in Ramsloh die Zahl der sonntäglichen Kirchenbesucher beträchtlich zurückgegangen ist. Die Berichte über wahrzunehmende Aufgaben in der Gemeinde, über die Tätigkeit von Pfarrgemeinderat und Kirchengremium sowie über die Arbeit der verschiedenen Verbände, Vereine und Gruppen sind nicht nur eine sorgfältig verfaßte Chronik, sie geben Interessierten vor allem auch gute Hinweise für ein ehrenamtliches Engagement in Ramsloh.

Als altes Zentrum des Saterlandes ist Ramsloh der geeignete Ort für Bemühungen, das Saterfriesisch auch im Kirchenraum zu gebrauchen. Das Büchlein widmet der „Saterfriesischen Messe“ ein eigenes Kapitel und bietet eine Fassung des Pater Noster sowie des Ave Maria auf saterfriesisch an. Das Team um Franz Strotmann hat solide Arbeit geleistet und ein Büchlein vorgelegt, das in einem ausgewogenen Umfang interessante Informationen über die Vergangenheit sowie nützliche Hinweise auf die gegenwärtige Arbeit der Pfarrgemeinde St. Jakobus in Ramsloh enthält.

Grapperhausen – Ein schönes Fleckchen Erde – 1000 Jahre, herausgegeben von der Bauerschaft Grapperhausen 2000, 584 S.

In einem vermutlich um das Jahr 1000 n. Chr. angelegten Güterverzeichnis der Abtei Corvey wird Grapperhausen erstmals urkundlich erwähnt. Diese Tatsache nahm die Bauerschaft der Gemeinde Neuenkirchen-Vörden zum Anlaß, ein Jubiläum zu begehen und eine Chronik herauszugeben, „die das Vergangene zusammenfaßt und das Gegenwärtige für die Zukunft festhält.“ Nach dieser Zielvorstellung des Ortsvorstehers B. Hardinghaus gelang es einem siebenköpfigen Redaktionsteam, ein lesenswertes Buch zusammenzustellen, das reichhaltige

Informationen mit den entsprechenden Quellenangaben zur geschichtlichen Entwicklung der Bauerschaft und ihrer Höfe, Schilderungen über die Lebensumstände verschiedener Zeitepochen, Berichte über die Bevölkerungsbewegungen der letzten zwei Jahrhunderte und über die letzte Kriegszeit sowie eine Beschreibung der jüngsten Entwicklung des Ortes umfaßt. Hervorzuheben ist, daß es das Redaktionsteam verstanden hat, eine große Anzahl von Personen für die Mitarbeit zu gewinnen. Das Spektrum der Erzähler reicht vom erfahrenen Heimatforscher über den niederländischen Professor bis zum aus Kasachstan eingewanderten Neubürger. Damit hat sich die Bauerschaft Grapperhausen ein würdiges Denkmal gesetzt, das vor allem den dort spürbar vorhandenen Gemeinsinn dokumentiert. Die vielfältigen Informationen, die farbigen Berichte und zahlreiche Bilder machen aber auch ortsfremde Personen mit „einem schönen Fleckchen Erde“ bekannt, an dem sie gewöhnlich mit hoher Geschwindigkeit auf der Autobahn Hansalinie vorbeifahren.

Der geschichtliche Rückblick, den das Buch auf 120 Seiten bietet, führt von vorgeschichtlichen Bodenfunden über das frühmittelalterliche Fronhofsystem des Klosters Corvey und die Entwicklung der bäuerlichen Stellen zum Freikauf der Höfe im 19. Jahrhundert. Dem Heuerlingswesen und den Besonderheiten der kirchlichen Verhältnisse wird dabei die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Die immer wieder angeführten, quellenmäßig nachgewiesenen Steuerregister sowie die zum Teil im 18. Jahrhundert ansetzende Einzeldarstellung der Höfe und Heuerstellen können für manchen Familienforscher hilfreich sein.

Unter der Überschrift „Auswanderung – Einwanderung“ wird auch der Hollandgang abgehandelt. Interesse wecken dürfte die dabei getroffene Feststellung, daß in der Zeit von 1600 bis 1800 rund 40% der Seeleute und Soldaten im Dienste der holländischen Ost-Indien-Kompanie deutscher Abstammung waren. Für das 19. Jahrhundert wird eine umfangreiche Übersicht über die Auswanderungswelle nach Amerika angeführt. Aus dem letzten Jahrhundert werden bewegende Berichte festgehalten von Flüchtlingen und Vertriebenen aus den Nachkriegsjahren sowie von Rußlanddeutschen aus der jüngsten Zeit. Ganz aktuell im Sinne der tagespolitischen Thematik sind die Berichte über Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges.

Den Wandel von Wirtschaft und Verkehr im Bereich der Bauerschaft Grapperhausen dokumentieren vor allem die Berichte über die Elektrifizierung und den Straßenbau. Hierbei ist auch mit Bildern deutlich dargestellt, wie der Bau der Autobahn Hansalinie die Landschaft veränderte.

Das Buch schließt ab mit Kapiteln, die die Wohnstraßen und Siedlungsgebiete mit ihren Bewohnern vorstellen, die auf das Vereinsleben in Grapperhausen eingehen, die Brauchtum und Sitten schildern sowie denkwürdige Begebenheiten erzählen.

Bernhard Brockmann und Hein Schillmöller, Visbeker Braut und Visbeker Bräutigam, Die Großsteingräber bei Engelmansbäke, Steine mit Geschichte und Geschichten, herausgegeben von der Gemeinde Visbek, Visbek 1999, 59 S., Abb.

Das Autorenteam Bernhard Brockmann und Hein Schillmöller befaßt sich in 12 Kapiteln mit dem Thema der Großsteingräber bei Engelmansbäke. Vor der eigentlichen Einleitung zeichnen die beiden Autoren ein romantisches, fast verklärtes Bild ihrer Heimat: „Oft ragt aus einem rotbedachten Häusermeer, zu dem im angenehmen Kontrast sich Baumgrün absetzt, eine Kirchturmspitze heraus und kündigt mit reinem Glockenklang von sonntäglicher Ruhe und Andacht.“ Als Abschluß wird ein plattdeutsches Gedicht angefügt, das dieses Stimmungsbild abrundet, als wäre es aus der Feder von Hedwig Courths-Mahler geflossen.

In den ersten 5 Kapiteln gehen die Autoren näher auf die Grabanlagen ein. Im 1. Kapitel „Die Visbeker Braut“ wird versucht, die Bedeutung dieses Namens zu erklären. Die Bezeichnung „Braut“ wird als ursprünglich, originär für Großsteingräber angesehen. Zahlreiche Megalithbauten werden als Brautsteine bezeichnet, jedoch nicht jedes Grab ist mit diesem Terminus zu ver-

binden. Lediglich Steine, die die Anmutung einer Gesellschaft (Hochzeitgesellschaft) aufweisen, erhielten dieses Attribut. Andere Gräber werden als Kellersteine, Schlafsteine oder Königsgräber betitelt. Häufig wurden an großen Steinen oder Großsteingräbern auch Rechtsprechungen vorgenommen. Dieser Aspekt wird allerdings von den Autoren nur kurz angesprochen. Bedauerlich ist, daß Brockmann und Schillmöller nicht näher auf das Großsteingrab „Brautwagen“ in seiner Namengebung eingehen. Denn der Brautwagen, ein Wagen mit der gesamten Mitgift der Braut, spielte noch in unserem Jahrhundert eine Rolle. Die besondere Form dieses Grabes erinnert stark an die Koffer und Kisten als Fracht dieser Gefährte. Auch die unmittelbare Nähe zur Visbeker Braut und zum Visbeker Bräutigam läßt den Namen in einem speziellen Verhältnis zu ihnen erscheinen. Hier wäre es sicherlich interessant gewesen zu erfahren, wann der Name zum ersten Mal Erwähnung fand.

Im 4. Kapitel wird die Bezeichnung „Heidenopfertisch“ als eine Namengebung des 19. Jahrhunderts bezeichnet. Der Hofmaler Ludwig Strack aus Oldenburg fertigte 1927 einen Stein- druck, auf dem er das Grab als „Heidnischer Altar“ bezeichnete. Also, noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird das Grab nicht als Heidenopfertisch benannt. Erst mit der verstärkten Fremdenverkehrswerbung findet dieser Name seine Verbreitung. Ob es sich hier tatsächlich um einen Opferstein handelte, ist völlig unklar. Die Verbindung mit Opfergaben in der Jung- steinzeit und diesem Grab ist eine äußerst spekulative Verknüpfung.

Im Kapitel „Die Kellersteine“ bleiben die Erwartungen, die im Untertitel des Buches „Steine mit Geschichte und Geschichten“ geweckt wurden, offen. Es wird lediglich auf die in der Region übliche Bezeichnung Kellersteine verwiesen, obwohl doch im ersten Kapitel die Bezeichnung Braut als originär bezeichnet wurde. An dieser Stelle hätte man sich die Sage der Kellersteine gewünscht, die das weite Feld der Schatzsagen anspricht.

Etta Bengen

Kulturgeschichte Oldenburger Münsterland

Vorwort des Heimatbundes zum Doppeljubiläum	6
<i>Alwin Hanschmidt</i>	
600 Jahre Niederstift Münster - 1400 bis 2000 — Teil 2	8
<i>Hans-Georg Knappik</i>	
Damme - eine junge dynamische Stadt schaut nach vorne	33
<i>Jörg Eckert</i>	
Ein bislang unbekanntes Großsteingrab bei Lastrup	50
<i>Stephan Honkomp</i>	
Die Geschichte des Steinfelder Hofes Wilking	56
<i>Jürgen Kessel</i>	
Dr. Franz Böcker (1856-1935) — Geschichtschreiber und Erforscher der Bohlenwege	63
<i>Bruno Hubnt</i>	
Untersuchung zum Um- und Erweiterungsbau der Pfarrkirche St. Gertrud in Lohne in der Jahren 1890-92	76
<i>Jürgen Kessel</i>	
Eine Jahrhundertwende im Oldenburger Münsterland — Die Jahrzehnte von den Revolutionskriegen bis zur Errichtung des Deutschen Bundes, 1795 - 1815	90
<i>Engelbert Hasenkamp</i>	
Reserve-Lazarette des Zweiten Weltkrieges im Oldenburger Münsterland	106
<i>Peter Sieve</i>	
Ein Theologiestudium vor 100 Jahren — Briefe aus der Studentenzeit des Dinklager Pfarrers Joseph Renschen	133
<i>Heinz Aumann</i>	
Reliquien aus dem Familienbesitz des Gutes Füchtel in Vechta	150
<i>Helmut Ottenjann</i>	
Ein Engel und ein Heiliger - ein Kelch und ein Orgelprospekt — Historische Gegenstände aus der Region Cloppenburg als Sachzeugen ihrer Zeit	159
<i>Wolfgang Brückner</i>	
Ein frühes Nepomuk-Gemälde aus dem Oldenburger Münsterland	193
 Umweltschutz, Naturkunde und Landschaftspflege	
<i>Heinz Kosanke</i>	
Vogel des Jahres: Der Rotmilan	200
<i>Heinz Kosanke</i>	
Baum des Jahres: Die Birke	203
<i>Christian Behnen</i>	
Krötenschutz im Landkreis Vechta, dargestellt an einem Beispiel aus Lüsche	207
<i>Franz Hericks</i>	
Das Rundblättrige Wintergrün, eine vom Aussterben bedrohte Pflanzenart	215